Album.

Bibliothek deutscher Originalromane.

Herausgegeben

von

J. L. Kober.

Sechzehnter Jahrgang.

Vierzehnter Band.

Apoll von Byzanz.

Wien.

H. Markgraf & Comp.

(Früher Kober & Markgraf.)

1861.

Apoll von Byzanz.

Von

Ernst Hellmuth.

Erster Theil.

Wien.
H. Markgraf & Comp.
(Früher Kober & Markgraf.)
1861.

Prag. Druck von Heinr. Mercy.

Inhalt des ersten Theils.

Apoll von Byzanz.

Erstes Kapitel.

Eine ernste Zusammenkunft.

Die französische Revolution schritt im März des Jahres 1792 bereits mit Riesenschritten ihrem Höhepunkte zu. Heftig brausten ihre getrübten Fluten gegen die letzten Bollwerke der alten Ordnung; die morschen Pfeiler des Throns konnten über Nacht zertrümmert sein. Schon war das verhängnißvolle Wort: Republik im Jacobinerclubb gefallen; schon lag alle Macht in der gesetzgebenden Versammlung, welche vor einigen Monaten die bedeutsame Nationalversammlung in ihrer gigantischen Arbeit abgelöst hatte.

Es ist in diese Zeit und in Paris, der Bühne der Revolution, wohin wir den Leser versetzen.

Hinter einem jener zahlreichen altadeligen Hotels, dessen Besitzer längst Paris verlassen hatte, vielleicht um auf sein Schloß in der Provinz oder in der Emigranten-Armee Condé's die Ereignisse abzuwarten, dehnt sich ein großer Gartenpark aus, halbverwildert, nachdem sich in den letzten Jahren Niemand mehr um ihn gekümmert. In

ihn hinein sehen die hohen mächtigen Fenster eines Salons, der sich im ersten Geschoß eines Hauses befindet, welches, vereinzelt, einer noch wenig bebauten Straße der Vorstadt Montmartre angehört. Der Salon selbst, eirund, ist ziemlich elegant, wenn auch nicht reich meublirt.

Auf einem Fauteuil sitzt ein junger Mann von etwa dreißig Jahren, den Arm auf den vor ihm stehenden, mit Büchern und Schreibsachen bedeckten Tisch gestützt, seinen Kopf in die Hand. Es ist ein kräftiger und schön zu nennender Mann in einem grauen Rock, den Hals leicht von einem schwarzen Seidentuch umschlungen, fast in Nichts nach der Mode des Salons, vielmehr nach der durch die Revolution aufgekommenen einfachen, mehr militärischen gekleidet. Schwarzes, kurzes Haar und tiefe, dunkle, jetzt doppelt feurige Augen, eine feingebogene Nase, gaben ihm ein hervorstechend südliches, fast orientalisches Aussehen.

Der junge Mann war sichtlich in heftiger Aufregung. Bald wühlten die feinen Finger seiner Hand, die sein Haupt stützte, in den Haaren, bald knickte die andere heftig eine Feder auf der Armlehne des Fauteuils entzwei. Hin und wieder schweifte sein zorniger Blick nach dem letzten Fenster, an dem ein anderer junger Mann stand und in den noch kahlen Park hinausschaute. Er war größer, schlanker, auch jünger wie jener, anscheinend Offizier, mindestens trug er sich so, hatte Stulpstiefeln mit Spo-

ren an den Füßen, eine Reitgerte in der Hand, eine Art Uniform, welche aufgeknöpft ein feines weißes Gilet zeigte. Auch sonst war sein Wesen straff und militärisch, und daß er leichten Sinnes dabei war, schien die Art und Weise zu bezeugen, mit welcher er sich nach einem augenscheinlich heftigen Zwiegespräch während der eingetretenen Pause zu unterhalten suchte. Er pfiff nämlich ziemlich lustige Revolutionslieder vor sich hin, trommelte auch bisweilen mit den Fingern an den Fensterscheiben, wobei dann die Reitgerte im Takt gegen die ledernen Stulpen geschlagen wurde. Auf den ersten Blick konnte man demnach sehen, daß diese beiden Personen sehr verschiedenen Charakters waren.

Lange Zeit fiel kein Wort von Beiden, ein Jeder füllte in seiner Weise das Stillschweigen aus. Endlich stand der Eine, wie überdrüssig der Nonchalance des Andern, auf, steckte die Hände in die Taschen und schritt mit großen Schritten durch das längliche Gemach. Nachdem er es fünf-, sechsmal gemessen, hielt er plötzlich an und sagte nach dem Fenster gewandt:

„Du wirst die Wahrheit einsehen, wenn es zu spät ist, Joseph.“

Der Angeredete drehte sich schnell auf dem Absatz seines Stiefels herum.

„Was werde ich einsehen? Ich fürchte, Du wirst mir darin zuvorkommen. Oder glaubst Du wirklich,

André, daß sich ein rollendes Rad, wenn es die Weltgeschichte dreht, aufhalten läßt? Glaubst Du denn wirklich, daß das rächende Verhängniß nicht auch diejenigen ereilt, welche hoch auf den Thronen sind? Es gibt ein Verhängniß," fuhr er noch ernster und in scharfem Widerspruch seines frühern Wesens fort, „es gibt ein Verhängniß, André, täusche Dich darüber nicht! Das Königthum hat Frankreich verdorben, es hat sein Urtheil selbst gesprochen!"

André zuckte mit den Achseln.

„Du bist ganz und gar Jacobiner, das ist wahr!" meinte er dann verächtlich.

„Und Du ganz und gar Royalist, lieber Bruder; ich weiß nicht, wer von uns Beiden besser daran ist."

„Nun Du, nun Du, glücklicher Republikaner!" entgegnete André in höhnischem Zorn. „Du bist der Freund Brissot's und Robespierres, Dich lobte Marat in seinem Schmutzblatt, Dich preist die ganze Clique der Girondisten und Jacobiner, das Volk in den Theatern; wer denn anders als Dich, Du gebenedeiter Dichter?"

„Und es sind lauter Schurken oder Dummköpfe, wie Du sagtest."

„Ich hab's gesagt, Joseph, und es ist im Journal de Paris gedruckt worden, und so ist's. Davon gehe ich nicht ab. Freiheit wollt Ihr! O wie verschieden ist doch der Begriff dieses göttlichen Wortes! Auch ich will sie, auch ich schwärme für sie und ringe danach, die keusche Göttin

in ihren Tempel zu führen. Ja, Joseph, Du weißt es, daß ich sie besungen und für sie gesprochen habe. Auch mir sind die Despoten verhaßt, seien es Könige, seien es Priester, seien es Aristokraten. Gesetz und Freiheit, das muß sein. Nur will ich anstatt legitimer Despoten keine plebejischen, anstatt der Freiheit keine Anarchie. Ihr Jacobiner erstickt die Gesetze und die Freiheit mit Eurem Wahnsinn, Ihr werdet zuletzt das Blut auf den Thron setzen, um nur den König los zu sein."

„Deine Ueberspannung, Deine Phantasie macht Dich krankhaft, André."

„Wohlfeile Abwehr!"

„Es ist wahr," nahm Joseph hastig wieder das Wort, „es gibt eine Partei, welche mir zuwider ist, eine freche Rotte, welche sich über die Gesetze zu stellen sucht und unser großes Werk zu beschmutzen hofft. Doch sage nicht, daß sie und die wahren Freunde der Freiheit dieselben sind. Droht Gefahr, so wird die Stimme der Besseren sich geltend machen und leicht den Wahnsinn der Anarchie entwaffnen."

„O Du Thor!" entgegnete André. „Hast Du's noch nicht gesehen, wie Ihr längst überwältigt seid und nur noch im Schlepptau dieser frechen Rotte geht?"

„Ah bah! Weil Du wohl so klug warst, Dich aus dem Lager zurückzuziehen."

„Ich zog mich zurück, Joseph, weil ich nicht weiter

mit Euch gehen wollte, als guter Patriot nicht weiter konnte. Ich habe der Sache der Freiheit gedient, aber wohin Ihr wollt — niemals! Ihr arbeitet auf die Republik!"

„Und wenn? Bist Du doch sonst so ganz griechisch, griechisch im Dichten, in der Liebe und im Leben, Du, den man in den Salons noch immer als den „Apoll von Byzanz" feiert — und Du fürchtest Dich vor einer Republik, vor dem Untergange eines Königthums, welches Schmach über Frankreich gehäuft, vom Mark des Volkes gepraßt hat?"

André schwieg und ging wieder erregt im Salon auf und nieder.

„Dich hat Dein Glück verblendet," sagte er endlich, indem er sich dicht vor seinen Bruder hinstellte. Du bist Dichter, wie ich, Du warst Soldat, wie ich; Du hast eine Mutter mit mir und sie war Griechin, Du hast einen Vater mit mir und er hat sein Leben als Consul im Dienste Frankreichs zugebracht; Du bist endlich wie ich und unsere beiden anderen Brüder, am Golf des Bosporus, in der Hauptstadt des alten Byzanz geboren und doch Franzose wie ich durch Geburt und durch Liebe zum Vaterland. Aber welche Kluft zwischen uns! Welche Scheidewand zwischen uns allen und Dir!"

Das Antlitz Josephs flammte bei diesen Worten hochroth vor Zorn. Aber sein Bruder fuhr fort, ohne sich davon einschüchtern zu lassen.

„Du hast Trauerspiele gemacht, Tyrannen geschildert, ihr Verderben gefeiert. Dein „Karl IX.“ hatte rasenden Erfolg, er machte Dich berühmt, zum Dichter der Revolution und zum Bundesgenossen Deiner jetzigen Freunde, der Brissot, Marat, Legendre, Robespierre und wie sie noch heißen. Nun, mein Gott, Du bist dankbar dafür, Du machst ihre Gelage und Verschwörungen mit und sie feiern Dich dafür wieder bei der Aufführung eines Deiner neuen Stücke, wie sie Dich wegen „Karl IX.“, wegen „Heinrich VIII.“, wegen „Jean Culas“ und erst vor ein paar Wochen wegen „Cajus Gracchus“ gefeiert haben, obwohl gerade hierbei —“

„Genug, genug der Schändlichkeit!“ unterbrach ihn hier Joseph mit zornglühendem Blick.

„Noch einen Moment,“ fiel André hastig ein und ergriff seinen Arm.“ „Ich bin bei der Pointe. Hör' einmal zu! Obwohl, sage ich, gerade bei der Aufführung von „Cajus Gracchus“ Dir klar geworden sein müßte, daß Deine Popularität im Sinken ist, daß die Ereignisse Dich längst überholt, Dein alter Standpunkt längst überwunden und Du nicht mehr wie sonst, die öffentliche Meinung mit Deinen Tragödien leitest, sondern ihr schon entgegentrittst. Solche Leute, wenn sie nicht immer die Fahne dem Pöbel vorantragen, kann man in Revolutionen nicht gebrauchen; man dankt sie ab, wenn nicht mehr. Man wird Dich auch abdanken, Joseph Chénier!“

Der so warnend Angerufene hatte seine Aufregung schon wieder beherrscht, ohne daß sie jedoch in ihm erstorben war. Das Zucken um seine Lippen bewies, wie schwer seine Dichtereitelkeit verletzt worden, wie heftig es in seiner Brust tobte. Anscheinend ruhig, aber mit einem lauernden Blick auf seinen Bruder, warf er die Frage auf:

„Ah, Du spielst auf meinen Vers im „Gracchus" an: des lois et non du sang!"

„So ist's und auf die Entgegnung, welche er aus dem Parterre erhielt. Du wirst recht gut behalten haben, daß nach diesem Vers sich zornig ein Volksrepräsentant erhob und drohend ins Publikum schrie: Nein, Blut und nicht Gesetze! Und daß sich in Folge dessen die Meisten voller Schrecken aus dem Theater entfernten. Da hast Du's, Du dichtest, und das macht Dir Ehre, für Gesetze gegen Blut, und einer von den jacobinischen Deputirten dekretirt Blut anstatt der Gesetze. Wie lang wird's dauern, daß dies Wahrheit ist — und Du glaubst nicht daran?"

Joseph Chénier schwieg einen Augenblick. Dann nahm er mit einer dumpfen Ruhe das Wort, während sein Bruder wieder seinen Marsch im Zimmer fortsetzte.

„Wir sind Brüder, André, und bei Gott! einen treueren wie ich hast Du nicht. Ich liebte Dich seit Kindheit auf am meisten, mehr wie Constant, mehr wie Sauveur. Wir spielten zusammen in Carcassonne, als wir dort unsere Erziehung erhielten, wir ließen miteinander uns

Märchen vorsagen und griechische Lieder vorsingen von unserer Mutter, deren Liebe zu ihrem Vaterland wir ererbten. Wir studirten zusammen auf dem College von Navarra, wurden Soldaten fast gleichzeitig, Du in Straßburg, ich in Niort. Wieder fast zu einer Zeit quittirten wir den Dienst, um nach Paris zu gehen und ganz der Poesie zu leben. Du machtest Idyllen und übersetztest griechische Gedichte, ich schrieb Tragödien. Meine Werke machten mich berühmt, Deine leben nur in den Herzen Deiner Geliebten, in etlichen aristokratischen Salons, wo der „Apoll von Byzanz" Liebling ist."

André stand bei diesen Worten still, kreuzte die Arme über die Brust und indem er sein brennendes Auge starr auf seinen Bruder richtete, sagte er:

„Wo willst Du hinaus?"

„Parbleu!" rief Joseph und schlug mit seiner Gerte an den Stiefel, „Du beleidigst mich als Poet, weil Deine Eitelkeit verletzt ist. Es ist das erstemal, daß ich Dich neidisch sehe."

André zuckte mit den Achseln und nahm seine Promenade wieder auf, ohne etwas zu erwidern.

„Noch eins," fuhr der Dichter „Karls IX." fort, „Du hast mich auch als politischen Charakter gekränkt. Weshalb? Weil ich zum Jacobinerclubb gehöre? Weil ich Republikaner bin? Schwerlich, André. Ich glaube den Grund davon besser zu kennen."

„Nun?“

„Der Partei, welcher Du angehörtest, ist der Garaus gemacht; Du warst Mitglied der Feuillans, heut gibt's keine mehr, Deine politischen Freunde sind ohne Macht, die Pange und Trudaine, unsere Schulkameraden; Brazais, St. Jean d'Angely, der Marquis Pastoret — was gelten sie heut? Du hast mit ihnen gelebt, für sie Lanzen gebrochen, Artikel geschrieben, Gedichte gemacht, und Du hast nichts damit erreicht. Du hast endlich Dich zum Deputirten wählen lassen wollen und es ist Dir nicht gelungen.“

„Und Du bist glücklicher gewesen, glorreicher Dichter der Revolution!“ fiel André gereizt ein; Du bist Volksvertreter, répresentant du peuple!“

„Das scheint mir Alles zu erklären,“ warf Marie-Joseph Chénier spöttisch ein.

„Bravo, bravo!“ rief André mit höhnischer Erbitterung aus; „Du bist ein kluger Mann, ich kannte Dich noch nicht!“

„Ich Dich eben so wenig; gut, daß man frühzeitig lernt.“

„Also gut!“ fuhr André auf, nachdem er eine Weile heftig auf und ab geschritten war; „also gut! Zwischen uns ist Alles klar, wir wissen, was wir zu thun haben.“

„Ich glaub's. Jeder gehe seinen eigenen Weg.“

„Du, Joseph, mit den Jacobinern, den Schuften,

den Mördern; mit Wahnsinnigen wie Coffinhal und Merlin, mit dem neuen Procurator von Paris, Manuel; mit Danton und Desmoulins, Marat und Hubert — eine schöne Gesellschaft."

„Und Du, aristokratischer André, geh' mit den Feinden des Vaterlands, mit den Verschwörern; geh' in die Salons der Aristokratie."

„Ja, bei Gott!" rief André heftig, „man soll nicht mehr von den Gebrüdern Chénier als wie von einer Person reden."

„O nein, man soll von jetzt an sagen: Marie-Joseph Chénier und André von Chénier."

„Man soll es sagen."

„Ich werd' es drucken lassen, ich werde öffentlich erklären, daß Deine Gesinnungen nicht die meinigen sind. Ich bleibe ein Kämpfer für die Freiheit."

„Mit der rothen Mütze und an der Spitze der neuen Pikenträger; ein herrlicher Platz für Dich," höhnte André. „Es ist auch schwer, sich der Freundschaft solcher Leute wie Marat zu entziehen, dazu gehört Muth!"

Marie-Joseph griff nach seinem Hut, warf den langen Mantel um die Schultern und schritt hastig, ohne ein Wort zu erwidern, der Thür zu. Dort wandte er sich noch einmal um und sagte mit unterdrücktem Zorn:

„Besser, ich nehme die neue Beleidigung mit mir,

als daß ich einen Bruder darüber zur Rechenschaft ziehe. Leb' wohl!"

André drehte sich gegen die Thür, sichtlich voller Reue über seine Heftigkeit. Ehe er noch ein Wort erwidern konnte, schlug schon die Thür ins Schloß und man hörte Joseph polternd die Treppe hinabsteigen.

„Er thut mir leid!" sagte André vor sich hin; „ich hab' ihm weh gethan und er ist doch ein braver Mensch!"

Nachdenklich ging er wieder auf und ab, die Beute einer inneren Erregung. Er trat ans Fenster und schaute hinaus in den vor ihm liegenden kahlen Park, auf das am Ende desselben liegende Hotel. Der Regen schlug gegen die Scheiben und schon neigte sich der Tag. André stand lange dort; dann ging er wieder mehrere Male durchs Zimmer — es war augenscheinlich, daß er mit sich selbst uneins war.

„Bah!" rief er endlich aus; „ein Jeder sucht den Kampf mit dem Leben nach seiner Weise durchzuführen; nur der Todte hat schließlich Recht. Der Todte! Ja, warum lebt man?" fuhr er nach einer Pause in seinem Selbstgespräch fort; „um zu verlieren." Poesie und Liebe — alles Andere ist Rausch, und ich bin Dichter und ich liebe! Ha, Valerie! Komm, Du Göttin meines Herzens, Ideal meines Lebens, daß ich in Deinem Zauberbann vergesse, wie grundjämmerlich dies Dasein ist."

Er ging an seinen Tisch, suchte hastig unter der

Menge dort umherliegender kleiner Papierstücke, beschriebenen und unbeschriebenen, umher, bis er endlich das Erwünschte fand. Es standen Verse darauf, vielfach corrigirt und durchstrichen; André las sie.

„Sie und immer sie!" murmelte er endlich. „Ihretwillen habe ich der keuschen Braut der griechischen Poesie entsagt — Alles, was ich fühle, was ich dichte, was dieser Feuerkopf ausbrodelt, Alles nur für sie, Valerie! Und sich dann mit der Hand über die Stirn streifend, als wolle er heranschwebende düstere Gedanken abwehren, sagte er laut und hastig: „Drei Tage habe ich sie nicht gesehen — heut muß ich zu Valerie!"

Zweites Kapitel.

Valerie.

Kommen wir André von Chénier zuvor.

Die Marquise Valerie Duplessis ist eine junge, kaum zwanzigjährige Witwe von überraschender Schönheit, weniger durch die Reinheit und Pracht ihrer Formen, als durch die Eigenthümlichkeit ihres Typus. Es ist eine jener zarten, schlanken Frauengestalten, deren ganzes Wesen wie von ätherischem Hauch durchduftet ist, an denen alles graciös, alles wie durchgeistigt erscheint.

Sie sitzt jetzt in der Ecke eines Sophas, beleuchtet von dem Glanz dreier Kerzen, die ein schwerer silberner Armleuchter auf einem seitwärts stehenden Tisch emporhält. Sie scheint zu träumen; dieser Geist, den man sich nur rege und leidenschaftlich, feurig bis zur Excentricität denken kann, scheint von einem großen Gedanken plötzlich überwältigt zu sein. Stören wir Sie nicht, diese sanft hingeschmiegte Gestalt, von so zarten und doch so schwellenden Formen, mit diesem antiken, von brennenden, jetzt wie Diamanten leuchtenden Augen belebten Gesicht, umflattert von einem dunklen Haar, das in losen Ringeln auf einen herrlichen Hals und eine zarte Büste fällt.

Die ganze Umgebung begünstigt dieses Versunkensein Valeriens. Die flackernde Glut im Marmorkamine durchwärmt behaglich das große, hohe Zimmer, dessen Ausstattung ganz im reichen Stile der Renaisancezeit gehalten ist. Die dunklen geschnitzten Möbel sind mit silbergrauem Damast bezogen; ein türkischer Teppich bedeckt den Boden; die der jungen Frau gegenüber befindliche Thür ist, ebenso wie jedes der hohen Fenster, mit schweren, faltenreichen Seidenvorhängen verhüllt. Ueberall begegnet dem spähenden Auge ein durchgebildeter, edler und aristokratischer Geschmack, nirgends Ueberladung, wenn auch bis in's Kleinste hinein ein luxuriöser Comfort.

Valerie war die Tochter der Gräfin von Laplatière, ihr einziges Kind und in leidenschaftlichem, stürmischem

Wesen ihr gänzlich ähnlich. Von ihrem Vater hatte sie nur die dunklen Erinnerungen frühester Kindheit und er war, wie ihr die Mutter erzählt hatte, gestorben, als sie vier Jahre zählte. Darauf hatte die Gräfin von Laplatière ihr Schloß in der Gascogne bezogen und einsam auf demselben mit ihrem Kinde gelebt. Mit fünfzehn Jahren schon kam Valerie in ein Kloster, um dort ihre Erziehung zu vollenden, wie es bei den aristokratischen Familien Frankreichs zu jener Zeit Sitte war; als sie es mit siebzehn Jahren verließ, hatte die Mutter für sie einen Gemahl erwählt; Valerie mußte, ohne daß man ihr Herz befragte, den schon ziemlich bejahrten Marquis Duplessis heirathen und ging mit ihm nach Paris.

Gleich in den ersten Monaten ihrer Ehe erhielt Valerie die Nachricht von dem plötzlichen Tode ihrer Mutter. Ihr war die gegen sie nicht besonders zärtlich gesinnte Frau in den letzten Jahren noch fremder wie sonst geworden, und wiewohl es sie heftig ergriff, sich von nun eine Waise zu wissen, linderte sich der Schmerz um diesen Verlust doch sehr bald. Ihre Ehe selbst war nicht glücklich. Sie war reich, unbeschränkt in ihren Ausgaben; alles, was den Stolz einer jungen schönen Frau bildet, Putz, Schmuck, Luxus, glänzende Gesellschaften, ja sogar Anbeter besaß sie, und doch reichte dies alles nicht hin, die Marquise glücklich zu machen. Wie schnell wird man auch den Genüssen des Reichthums satt, wenn man kein

Herzensleben hat! Wie gern entbehrt ein Weib, wenn es sich nur reich an Liebe weiß! Wie heiß mußte Valerie nach Liebe verlangen, sie, die noch nie diese Wonne des Herzens gekannt und deren Jugend und Natur gewaltsam danach verlangte!

Der Marquis Duplessis, bejahrt, ernst, gleich nach der Verheirathung überdies gänzlich von den politischen Ereignissen erfüllt, war unmöglich ein Mann, der dem Ideal entsprechen konnte, welches sich eine junge phantasiereiche Frau für den Cultus ihres Herzens schafft. Er starb zum Glück ein Jahr nach seiner Verheirathung, ehe noch seine Gattin begriffen, wie wenig er ihr genügt und ehe sie einer jener Verführungen verfiel, welche sie umlagerten.

So war Valerie mit neunzehn Jahren schon Witwe, ohne daß sie bisher Geliebte und Frau gewesen. Treu hielt sie ihr Trauerjahr ein, dann erst besuchte sie wieder Gesellschaften. Die beiden Todesfälle, besonders der letztere, hatte zu wenig ihr Herzensleben berührt, als daß sie wesentlich auf ihr Temperament hätten einwirken können. Sie war noch immer das jugendlich-leidenschaftliche Weib mit einem Herzen voll Sehnsucht und einem göttlichen Blick voll Feuer.

Im Salon des Marquis von Pastoret hatte sie zum erstenmale André von Chénier kennen gelernt. Als der Blick Beider sich traf, flammte im Nu die Liebe in den Herzen empor. Auch André war eine Natur, wie die

Valeriens; auch er trug ein übervolles Herz in der Brust, das danach brannte, mit einem ihm verwandten blind in die Himmel der Liebe zu stürmen. Er war Dichter und einer, dessen Feuer und wundervolle Sprache an die Poesien der Alten mahnte, deren Gebilde er in der That auch mit ursprünglicher Genialität nachzuahmen wußte. Er war in Allem, in Wesen, Gesinnung, Sein und Denken, so ganz dem Ideal Valeriens entsprechend, daß die Annäherung Beider überraschend schnell stattfand, besonders da die durch die Revolution und deren tagtägliche Ereignisse zerbrochenen gesellschaftlichen Formen und Schranken, und der leidenschaftliche, über alle Hindernisse sich hinwegsetzende Charakter Beider, bald finden ließ, was sie suchten. Seit ein paar Monaten war denn in den wenigen noch geöffneten aristokratischen Salons von Paris André Chénier bereits als der Geliebte der Marquise Valerie angesehen und der „Apoll von Byzanz,“ wie man ihn wohl wegen seiner zu Constantinopel erfolgten Geburt, seiner griechischen Poesien und Schwärmerei nannte, war viel zu sehr beliebt, als daß man ihm sein Glück mißgönnt hätte.

Drei Tage hatte die junge Witwe den Geliebten nicht gesehen, und gerade während dieser drei Tage waren ihr Gedanken gekommen, die gegen Chénier auszusprechen ihr dringendes Bedürfniß war. Noch diesen Abend wollte sie warten; käme er dann nicht, so müßte

sie ihn rufen lassen. Aber diese Liebe, welche in ganz eigener Weise erst beim Dasein ihres Gegenstandes elektrisirt, Funken sprühet, diese wahrhafte Feuerliebe, in welche sich zwei schwärmerische Seelen mit Entzücken stürzen, tränken und berauschen, hat auch einen feinen unglaublichen Instinkt. Valerie hatte vorgestern und gestern André nicht erwartet, heute erwartete sie ihn bestimmt, ohne dafür mehr Anhalt zu haben, denn Tags zuvor. Und davon träumte sie. In das schwellende Sopha gedrückt, spielten ihre Gedanken mit ihm, und sie sprach mit ihm schon jetzt, wie sie es bald in Wirklichkeit zu thun hoffte, beantwortete sich in seinem Geiste ihre Frage, ganz so wie sie wähnte, diese kindlich-reine Natur, daß André antworten würde.

Die Portièren rauschten jetzt auf und eine eintretende ältliche Dienerin meldete die Ankunft des Herrn von Chénier.

Der Name riß Valerie aus ihrer Träumerei. Mit glänzenden Blicken, freudestrahlend und voll befriedigter Sehnsucht sprang sie auf und ließ um den Eintritt des Geliebten bitten. In leidenschaftlicher Erregung ging sie der Thür zu, im nächsten Augenblick umschlangen ihre weißen schlanken Arme den Nacken des eingetretenen André.

„O mein Theurer!“ rief sie aus und ihre seligen Blicke hingen an dem männlichen, mit Zufriedenheit über-

gossenen Antlitz Chéniers, „o mein Freund, wie hab' ich nach Dir begehrt!"

André zog die liebliche, von rosa Seide umhüllte Gestalt stürmisch an seine Brust; ein glühender Kuß brannte auf ihrer hohen weißen Stirn.

„Du Gute, Liebe, Theure!" sprach er dann und tief aus der Brust Athem holend, setzte er hinzu: „Ach, jetzt ist mir wieder wohl, jetzt lebt mein Herz in dem Feuer, das ihm Noth thut!"

Valerie entwortete ihm mit einem Glutblick der Dankbarkeit. Sie zog ihn auf ein Fauteuil, während sie sich in das Sopha zurücksetzte und sagte dann, indem sie ihre Hand in der seinigen ließ:

„Ich wußte, daß Du kommen würdest; Du mußtest heute kommen! Ich habe Dir viel zu sagen und Wichtiges."

Chénier, als befürchte er, trotz dieser Worte nichts besonders Wichtiges von dieser fast noch kindlichen Frau zu hören, sah lächelnd und erwartungsvoll auf sie. Die Marquise strich sich mit der Hand über die Stirn und das schwarze Gelock zurück; dann ward sie sichtlich ernst; der Hauch verklärender Liebe schwand schnell, wie er auf einem Stahlspiegel zusammenläuft, um dem leichten dunkelnderen Anflug der Sorge Platz zu machen. Noch immer glaubte André nicht an das, was Valerie mit ihrem Worte vorbereitet hatte; noch immer

spielte das glückliche Lächeln um seine Lippen und seine großen dunkeln Augen verfolgten fragend die Wandelung in dem Ausdruck von Valeriens Antlitz. Was sollte auch dieses zufriedene Weib, glücklich durch seine Liebe, plötzlich Ernstes und Wichtiges sagen können?

Die Marquise schien ihren Geliebten zu verstehen und sie begann deshalb in zuversichtlichem Tone: „Du, wunderst Dich, André, über meine Worte! Ich glaub's, denn was sollte mir seit den drei Tagen, wo ich Dich nicht gesehen, durch den Kopf gegangen sein, mir, die nichts weiter will, als Dich sehen, Dich lieben, Dein sein, auf ewig Dein, wenn die Umstände es erlauben. Und doch, mein Freund — ich weiß selbst nicht, aber Angst, unerklärliche Furcht hat mich seit zwei Tagen gefoltert. Ich hasse Paris, ich sehne mich fort von hier, fort aus Frankreich, wo Leben und Sicherheit täglich mehr bedroht sind. O mir ahnt Schlimmes, André!"

Diese in der That sehr ernste, fast düstere Einleitung machten den Dichter betroffen. Eine Ahnung dessen, was er vernehmen würde, erfüllte ihn plötzlich; aber er schwieg als getraute er sich nicht, ihr Ausdruck zu leihen. Als indessen auch Valerie schwieg, wie um durch eine Frage André's Gelegenheit zu finden, ihr Herz auszuschütten, sagte er anscheinend leicht: „Du hast Frucht, armes Kind? Ich kann es begreifen, schutzlos wie Du bist, schutzlos wie heute in Paris eine Aristokratie ist."

„Nicht wahr, André?“ entgegnete die Marquise lebhaft. „Wie viel bedarf es, um heut verdächtig zu sein — eines adeligen Namens, eines Vermögens, eines aristokratischen Umgangs. Ich verstehe wenig von dem, was sich vorbereitet, wohin diese entsetzliche Revolution sich noch wälzen wird; ich liebe den König und zittere vor diesem Pöbel, dessen Waffen jetzt ganz Paris anvertraut ist. André, ich will fort vor hier, so schnell wie möglich fort aus diesem unglücklichen Lande, bis dieses Drama zu Ende ist.“

André blieb ruhig; dieser Entschluß schien ihn wenig zu überraschen.

„Wohin willst Du, Valerie?“ fragte er und hing dabei seinen eigenen Gedanken nach.

„Nach Brüssel, nach Holland, nach Deutschland, mir gleich,“ versetzte die junge Frau hastig; „ich habe Alles dazu vorbereitet, sogar der Paß ist in meinen Händen.“

Der junge Mann hob erstaunt sein Antlitz zu ihr empor und versetzte:

„In der That, Du bist sehr entschlossen, Valerie; Du scheinst Dich für Alles vorbereitet zu haben.“

„Ich kann sogleich abreisen, wenn ich will; mein Wagen braucht nur angespannt zu werden, die Pferde wechsle ich auf den Poststationen.“

„Nun?“ fragte André und es kam gepreßt aus sei-

ner Brust, „und wann willst Du reisen? Noch heute, morgen, wann?"

Die Marquise beugte sich liebevoll zu dem jungen Mann und flüsterte:

„Nicht eher, mein Freund, als bis Du mit mir gehst."

André, als habe er dies erwartet, bemeisterte die Freude, die Genugthuung nicht, die bei diesen Worten aus seinen Blicken sprach. Das Bewußtsein, Valerie bedürfe seiner, sie könne sich von ihm nicht trennen, machte ihn stolz. Aber bei alledem kam ihm der Vorschlag und der Entschluß der Marquise so überraschend, daß er um eine bestimmte Antwort sichtlich verlegen war. War irgend etwas seinen Gedanken bisher fern gewesen, so die Absicht, Paris und Frankreich zu verlassen. Freilich, es hielt ihn auch nichts, nicht einmal die politische Leidenschaft; er hatte längst Ueberdruß an dem Treiben in Paris, an dem anfänglichen Ehrgeiz, eine Rolle in der Revolution zu spielen. Nachdem er erfahren, daß seine Ansichten, die über ein festes constitutionelles System nicht hinausgingen, von den Ereignissen überholt waren, die meisten seiner Freunde weiter gingen als er, war es vornehmlich Gereiztheit und Erbitterung gegen die ganze Bewegung, die ihn erfüllte und der er in Satyren, Gedichten, in Artikeln, die sein Freund Roucher im „Journal de Paris" veröffentlichte, Ausdruck zu geben wußte. Dies begeisterte ihn nicht so sehr um nicht darauf verzich-

ten zu können — und mehr als Alles, Valerien entbehren zu sollen, dessen war er nicht fähig.

Die junge Frau verfolgte nicht ohne Angst das Schweigen André's.

„Ich dachte," meinte sie dann wie zur Ergänzung, „Du trätest in die Emigrantenarmee. Du warest Offizier, Du willst den König schützen —"

„Nie, nie!" unterbrach sie Chénier heftig. „Valerie, ich hasse diese Art von Aristokraten, wie die Demagogen, ihre Unvernunft ist schlimmer noch als diese, ihre Tyrannei verletzender als die des Pöbels, dessen Macht doch einmal überwältigt wird. Nein, nein — und dann, gegen mein Vaterland fechten? Niemals!"

„Aber Du fechtest doch für den König!" wandte Valerie sanft ein.

„Ich will es nicht um diesen Preis. Es wird nicht lange dauern, daß Frankreich im Kriege mit Oesterreich und Deutschland ist, daß es seine Söhne braucht, um es vor der Schmach zu schützen. Mithelfen zu dieser Schmach, mithelfen, fremde Truppen ins Vaterland zu führen — Valerie, nein, das geht gegen meine Ehre."

Die Marquise schwieg, und schien dem Geliebten zuzustimmen. Nach einer Weile, als halte sie nun diese Frage für erledigt, sagte sie zögernd:

„Und Du willst hierbleiben, André?"

Der junge Mann erhob sich und zog Valerie leiden-

schaftlich an seine Brust. „Hier bleiben," rief er aus, „hier bleiben, wenn Du gehst? Valerie! — Und Du mußt gehen," fuhr er dann fort, „Du mußt fort von hier. Die Gefahr des länger Verweilens steigt von Tag zu Tag, vielleicht daß man in ein paar Wochen in der Unmöglichkeit ist, diese Stätte der Anarchie zu verlassen. Nein, nein! Ich dringe darauf, daß Du reisest und so schnell als möglich. Ich werde morgen trachten, mir einen Paß zu verschaffen. Ja, ja," und er schien mit sich selbst zu reden, „es wird gehen; ich werde ihn mit Hilfe meines Vaters wohl erhalten. — Und dann reise ich mit Dir, Geliebte, mit Dir, wohin Du willst; denn Dein, ach Dein bin ich mit Herz und Geist und Seele, Dein, theures Wesen, das mich begeistert und in dessen Anblick zu schwelgen das göttliche Entzücken meines Dichterlebens ist."

André hatte die letzten Worte mit stürmischer Leidenschaft gesprochen. Valerie, wie berauscht davon, konnte ihre seligen Blicke nicht abwenden von seinen Augen. Endlich, endlich sank ihr Kopf auf seine Schulter und sie flüsterte:

„O mein Freund, was ist mir Alles ohne Dich! Welch' ein Himmel ist mir eröffnet, seitdem ich Dich liebe! André, André, was würde aus mir, wenn Du mir fehltest!"

Drittes Kapitel.

Eine Soirée bei Manuel.

An demselben Abend, wo André Chénier zur Marquise Duplessis kam, besuchte sein Bruder Marie-Joseph die Soirée Manuels, des seit einigen Monaten fungirenden jacobinischen Procurator-Syndikus von Paris.

Damals, im März 1792, waren die Jacobiner und ihr Clubb schon von bedeutendem Einfluß, aber noch lange nicht von jenem ausgeprägten anarchischen Charakter späterer Zeit, der ihren Namen berüchtigt und zum Begriff wildester Pöbelherrschaft gemacht hat. Die politische Macht besaßen zu jener Zeit die Girondisten, meist edle Freiheitsschwärmer, groß und stolz in Worten, weniger in Thaten; sie bildeten die entschiedene Mehrheit im Jacobinerclubb; ihr Einfluß in der Nationalversammlung, im Ministerium und in den übrigen Verwaltungen des Staats war überwiegend. Indessen arbeitete bereits eine gewaltthätigere, republikanische und mehr von rohen Elementen getragene Partei darauf hin, sich an die Spitze der Bewegung zu bringen, den girondistischen Halbroyalismus abzuschaffen, die ganze Revolution in die Bahn der absoluten Anarchie und Volksherrschaft zu stoßen.

Noch zwar bildeten sie einen Theil der Gironde, mindestens in der äußerlichen Vereinigung mit dieser Macht; aber sie suchten diese doch schon zu schwächen, zu zersplittern, für ihre Zwecke dienstbar zu machen und es gehörte kein besonderer Scharfsinn dazu, um die Ueberzeugung zu erlangen, daß sie, wilde, fanatische, rücksichtslose Geister, über kurz oder lang das gemäßigtere Element der Gironde überwältigen würden. Sie hatten sich bereits, wiewohl sie dem Jacobinerclubb angehörten, eine eigene Organisation gegeben, disciplinirten ihre Politik im Clubb der Cordeliers, brüsteten sich stolz mit dem Spottnamen der Sansculotten, Ohnehosen. Manche der besten Redner und die eigentlichen Agitatoren gehörten diesen Cordeliers an, so Robespierre, Danton, Marat, Camille Desmoulins, und ihr aufregender Einfluß machte sich bereits in den Sitzungen des Jacobinerclubbs, bei der großen Masse und vornehmlich in den Gemeindeangelegenheiten von Paris geltend. Schon konnten sie offen als Gegner der Gironde auftreten und den Kampf mit ihnen aufnehmen. Die neuerrichteten Sektionen von Paris, eine Art von mit großer Macht bekleideten Mairien, waren ihr Werk und unterstanden meist ihrem Einfluß. Sie hatten die Pikencohorten geschaffen und damit eine bewaffnete, leicht aufzureizende Macht zu ihren Diensten. Manche bedeutende Posten in der Gemeindeverwaltung waren von ihren Chefs bekleidet; Manuel war Procurator-Syndikus

geworden, Danton sein einflußreicher Sekretair, Robespierre Mitglied des Pariser Gerichtshofes; letzterer freilich, mit anderen Plänen beschäftigt, hatte diese Stelle wieder niedergelegt.

Die Soirée bei Manuel, zu der auch Joseph Chénier geladen war, wiewohl er im Grunde nicht zu der Partei der Cordeliers gehörte oder gehören wollte, war kein ungewöhnliches Ereigniß. Diese Häupter der Sansculotten liebten es, sich bei frohem Mahl, auch nächtlichen Orgien zu vergnügen und fanden darin ein Mittel zu geheimen Berathungen, zu politischen, vertraulichen Debatten und Verabredungen über die von ihnen öffentlich zu beobachtende Haltung der oder jener Frage gegenüber. Hier, bald bei dem Einen, bald bei dem Andern, ward die eigentliche Organisation der Partei bewerkstelligt, die Taktik des Angriffs festgestellt, die Parole für die Massen ausgetheilt. Mancher Anschlag persönlicher Gesinnung kam hier zur Geltung, hier, unter Schmausen und Zechen, unter sinnlichen Aufregungen, rohen, echt sansculottischen Witzen. Liebe und Lust in ungebundener Weise und republikanischer Freiheit verwebte dabei ihr Spiel mit Völlerei; ein Jeder trieb's nach seiner Weise und Niemand störte ihn.

Wir finden bei Manuel eine solche Soirée. Die meisten der hervorragenden Cordeliers-Jacobiner sind dort und haben sich in den beiden großen, von Kerzen er-

hellten Zimmern in verschiedene Gruppen getheilt. Die Mehrzahl sitzt um einen langen Tisch und speist und trinkt und plaudert; auch Frauen sind dabei, die Geliebte des und Jenen, einige Tänzerinen und Schauspielerinen, welche sich bereits an den hier herrschenden ungenirten, oft rohen Ton gewöhnt haben und so leicht nicht mehr erröthen. An einem anderen Tisch in einer dunklen Nische und auf einem schwellenden Sopha sitzt ein Anderer mit einem hübschen Mädchen, dessen Dianenfuß keck unter dem aufgerauschten Kleide hervorblickt und dessen blendender, nach damaliger Mode kaum verhüllter Busen in schnellem, erregtem Tempo sich hebt und senkt. Es ist ein Liebespaar — es kümmerte sich Niemand um dessen Dasein, es wird von Niemandem gestört. Im anderen Zimmer, dessen Thüren geöffnet sind, wird hier gespielt; dort haben sich Drei, Vier zusammen gesetzt und debattiren leise, aber in sichtlicher Leidenschaftlichkeit mit einander; im Fenster dort stehen ihrer Zwei und halten ein vertrautes Gespräch; ein paar Andere gehen langsam auf und ab, werfen bald ein Wort nach der Tafel hinüber, bald verfolgen sie ein interessantes Spiel an jenem Tisch, bald beugt sich Der oder Jener zu einer der verstreut an den Tischen sitzenden Damen, flüstert ihr etwas in's Ohr, kneift ihr die Wange, oder er trinkt einmal vom Weine. Einige Bürger, Sansculotten — man sagte in diesen Kreisen schon nicht mehr Diener zu Einem aus dem freien Volk — versahen

den Dienst, laufen hin und her und bringen Speisen oder trugen Geschirr und Ueberreste hinaus.

An der langen Tafel war man in ein sehr lebhaftes politisches Gespräch gerathen, Manuel hatte den Vorschlag gemacht, den Soldaten des Schweizer-Regiments Chateauvieux, welche sich gegen ihre Offiziere empört hatten, unter dem Druck der Nationalversammlung vom Gerichte aber freigesprochen waren, weil sie „constitutionell" gehandelt, einen feierlichen Einzug in Paris zu bereiten; denn, hatte er gemeint, man müsse die guten Bürger in der Armee auch unterstützen und ihnen beweisen, daß das Volk es anerkenne, wenn sie ihren aristokratischen Generälen den Gehorsam kündigten.

„Du hast Recht, Manuel," rief Marat aus, indem er das eben geleerte Glas niedersetzte; „die Kerle sollen sehen, daß die Jacobiner zu belohnen wissen. Foutre! Hätten Sie die Canaille von Generälen sammt und sonders über die Klinge springen lassen, es wäre noch gescheidter gewesen."

„Ah bah," meinte Couthon, der Advokat mit den engelsanften Zügen, mit der lieblichen, glockenreinen Stimme, „nur Geduld! Ich sage Dir, Marat, es wird schon noch Arbeit geben; wir werden noch mehr als diese Verschwörer vom Erdboden vertilgen. Es muß ein Exempel statuirt werden, Bürger! Alle Despoten sollen in die Hölle fahren mit sammt ihrer Brut."

„Sieh, sieh,“ rief vom andern Ende der Tafel eine feiste Gestalt mit gedunsenem, gemeinem Gesicht, „Ihr werdet sie doch erst beichten lassen? Der Teufel, man muß den Anstand wahren und auf's Beichten halt' ich noch immer. Eine schöne Erfindung das, nicht wahr Palmyra?“ — Es war Chabot, der Excapuciner, der cynische Wüstling und Sansculotte, welcher diese letzten Worte mit einem frechen Lächeln zu einer neben ihm sitzenden, dicken und abgelebt aussehenden Frau richtete. Sie verstand unstreitig den Sinn der Worte Chabots und erwiderte pikirt: „Ach Du Lästermaul, willst Du etwa aus der Schule plaudern? Alter Klosterbruder, sei froh, daß Du das Beichten aufgeben und lohnendere têtes-à-têtes mit den Frauen haben konntest.“

Ein schallendes Gelächter der Umsitzenden folgte diesen Worten Palmyra's, auch Chabot lachte mit und griff dabei nach dem Flügel eines Kapauns.

In diesem Augenblick war's, wo Joseph Chénier eintrat.

„Ah, da ist er!“ rief Manuel aus. „Gut, daß Du kommst, Marie-Joseph, wir brauchen Deine Poesie.“

Der Angerufene warf einen flüchtigen Blick auf die Versammlung, dann setzte er sich neben Manuel auf einen leer stehenden Sessel und fragte: „Was gibt's? — Was willst Du?

„Verse, glorreicher Poet!“ versetzte Manuel, „Verse!

Du allein bist würdig, die Soldaten von Chateauvieux zu bewillkommen."

Chénier bemeisterte einen düsteren Zug im Anfluge und erwiderte schnell: „Was soll das heißen? Meinst Du, ich wär' Gelegenheitsdichter?"

„Chénier!" rief hier Couthon und es lag etwas Drohendes in seinem Tone verhüllt. „Chénier, Du hast viel gutzumachen, Dein „Cajus Gracchus" roch verteufelt nach der Politik der Feuillans."

„Ja, ja," schrie Marat mit seiner heiseren Stimme, „der Vers war albern: Gesetze und kein Blut! — Denkst Du, daß diese aristokratische Race ohne Blut untergeht? Die Freiheit braucht ihr Blut, sag' ich Dir, und Capet mit seiner Messaline müßte zuerst unters Messer."

„Bürger," versetzte Chénier gefaßt; — „Ihr seid schlechte Freunde. Tanzt man nicht gerade nach Eurer Pfeife, schmäht Ihr Einen gleich als Verräther und Aristokraten. Wer kann von mir sagen, daß ich der Freiheit nicht genützt? Geht nun zu andern Dichtern und laßt Euch Verse machen; hier" — und er wies auf einen hübschen blondlockigen jungen Mann, der sich bisher ausschließlich mit einer Tänzerin unterhalten hatte — „hier habt Ihr den „Procurator der Laterne," dort, am Spieltisch, seh' ich auch Collot d'Herbois. Sind sie nicht ebenso gut, wie ich?"

Jener junge Mann, es war Camille Desmoulins,

genannt der „Procurator der Laterne" nach seinem ersten Journal, hatte in Folge der Chénier'schen Worte schnell das verliebte Gespräch mit seiner Nachbarin aufgegeben, und entgegnete nun lebhaft:

„Göttlicher Joseph, Du wirst sichtlich liebenswürdiger; aber erwäge, daß ich Journalist bin und mein ganzes poetisches Talent zum Teufel ist. Nicht einmal die Liebe bringt mir ein paar Verse zu Stande. Celeste hat mich schon in den schwächsten meiner Augenblicke und im reizendsten Daphnekostüm angefleht, ihre graziösen Tänze zu besingen, um der Creolin nicht nachzustehen — ich kann nicht! Ach, arme Celeste," rief er mit Pathos lächelnd der Tänzerin zu, „die Creolin hat meine besten Kräfte mir entführt, mein ganzes poetisches Blut ausgesaugt."

Chabot ließ einen grunzenden Seufzer vernehmen, Cecile züchtigte den heiteren Camille, indem sie sein blondes Gelock verwüstete. Manuel meinte, daß er nicht von seiner Idee abgehen werde und Marat versicherte, daß Collot d'Herbois das Festgedicht zum Empfang der schweizer Soldaten liefern würde. Sie wären in der Provinz triumphirend empfangen worden, Paris dürfe dagegen nicht zurückstehen. Die Aristokraten sollten sehen, daß die Jacobiner stark wären.

„Du mußt trachten, Marat," sagte darauf Couthon mit seiner feinen Tenorstimme, „daß Dein Journal bis dahin wieder erscheint. Es darf nicht gehen, daß die Ari-

stokraten glauben, sie könnten ein so patriotisches Blatt, wie „den Volksfreund" vernichten."

„Die Schufte!" rief Marat darauf zornig aus. „Die Presse haben sie mir genommen, meinen Verdienst haben sie mir entzogen — wart, Brut! Du sollst sehen, daß die guten Patrioten nicht länger hungern, wenn Du es so haben willst. Mein Blatt ist wieder da, ehe noch zwei Wochen vorbei sind."

„Das werd' ich dem Capet sagen, wenn ich wieder hinaufgehe auf sein Schloß," warf Chabot lachend ein. „Hahaha! der wird gerade solch' Gesicht machen, wie damals, als ich vor ihm nicht den Hut abziehen wollte und in seinem Zimmer bedeckt blieb, wie's ein echter Patriot thun muß. Denn das Volk ist Alles, ein König gar nichts — das hat aufgehört."

„Wir haben alle Energie aufzubieten, um die Gironde aus dem Sattel zu heben," sagte Manuel, ohne Chabot's Worte zu beachten. „Die Politik, wie sie jetzt ist, führt uns zum Verderben."

„Wahr, wahr," versetzte Desmoulins, welcher der Debatte mehr Theilnahme zugewandt, seitdem Cecile sich zu einem der im andern Zimmer befindlichen Jacobiner begeben; „die feinen Herren möchten den Krater mit Blumen schließen."

„Die Hölle verschlucke sie," schrie Marat wüthend. „Robespierre hat Recht, sie verrathen uns, diese Girondi-

sten, sie buhlen mit dem Tyrannen und seiner Frau, der Oesterreicherin; sie bringen uns den Krieg ins Land, um die Revolution zu tödten. Ah, eh' das geschieht, soll Louis Capet noch Wunder erleben."

„Sie halten mit dem österreichischen Comité," rief ein Anderer, der eben an den Tisch getreten war, um sich an der Debatte zu betheiligen; „sie wissen von der Verschwörung in den Tuillerien, welche Marie Antoinette leitet, um die Oesterreicher und Preußen in's Land zu bringen."

„Ha, Bürger Bazire," entgegnete ihm Couthon, „noch sind wir da. Es darf keinen Krieg geben!"

„Was schwatzest Du, Couthon?" meinte Joseph Chénier. „Die Ehre fordert den Krieg. Parbleu! wir sind Franzosen, soll man uns drohen können?"

„Schlimm genug," sagte Manuel. „Aber ich glaube nicht, daß es den Tyrannen Ernst ist. Man droht uns, um uns einzuschüchtern, die Nationalversammlung kirre zu machen, damit sie dem König wieder mehr Macht einräumt. Paßt auf, das ist Alles schlau von Madame Veto berechnet; Alles ist Verschwörung. Gehen wir in die Falle, schlimm genug, wie gesagt. Aber wir dürfen nicht, wir müssen trachten, diesen Krieg zu verhüten, bis man uns angreift."

„Aber man wird uns angreifen," versetzte Chénier; „schon stehen die Oesterreicher und Preußen an unsern

Grenzen. Wo ist unsere Armee, wir haben keine und die wir haben, ist schlecht."

„Und wenn wir die beste hätten, Joseph," sagte Marat, „die Generäle sind Verräther und im Solde des Hofes; sie werden sich schlagen lassen, nur damit der Feind vor Paris kommt, um hier den Tyrannen wieder fest zu setzen."

„Schwefel und Pech sollte regnen, diese Armee der Könige zu vernichten!" warf der Excapuziner dazwischen. „Ich sollte nur eine Stunde Commandant des Himmels sein und Ihr solltet sehen, was Chabot kann."

„Du würdest gewiß so viel Engel mit herunter bringen," glossirte Palmyra, „daß Du Dein ganzes Leben lang genug daran hättest."

„Kurz und gut," rief Couthon, „wir stimmen so lange gegen den Krieg, als es angeht. Dein Journal, Marat, muß das Volk dafür bearbeiten."

Mehrere aus dem Nebenzimmer traten jetzt herein und betheiligten sich am Gespräch. Danton war unter ihnen. Kaum hatte er erfahren, um was es sich handelte, als er so fest mit seinem Widerspruch auftrat und den Gedanken, als könne man den Krieg vermeiden, bekämpfte.

„Soll man sagen, Bürger," rief er aus, daß Frankreich unter der Freiheit feiger ist als unter den Despoten? Man droht uns, antworten wir, wie es sich ziemt. Sorgt nur dafür, daß kein Verräther an der Spitze der Armee

bleibe; wir müssen Volksvertreter mit ins Feld senden, um die Thätigkeit der Generäle zu überwachen; wir müssen Offiziere unserer Farbe ans Commando bringen. Das ist genug, wenn wir dafür sorgen."

Wohl sprachen Couthon und Manuel noch dagegen, zuletzt jedoch wurden sie durch Danton überzeugt und damit fiel die Debatte. Man löste sich darauf in einzelne Gruppen auf, sprach von anderen Dingen, auch wohl noch von Politik; Einzelne entfernten sich sogar, denn es war gegen Mitternacht.

Manuel, Marat, Couthon und Chénier blieben an der Tafel sitzen. Nach gleichgültigen Gesprächen fragte plötzlich Couthon und sein großes Auge blickte dabei mit einem versteckten Argwohn:

„Wie ist's denn, Chénier, zwischen Dir und Deinem Bruder? Willst Du die Schmähungen einstecken, die er uns und Dir angethan?"

„Wir sind heut Morgen deshalb heftig zusammengerathen," entgegnete Chénier.

„Ah, dieser byzantinische Apoll!" meinte Marat. „Ich werd' ihm schon antworten, wenn ich mein Blatt wieder herausgebe.

„Er ist jetzt Royalist," sagte Chénier weiter, „und die aristokratische Liebe zur Marquise Duplessis mag auch ihr Theil beitragen, daß er die Jacobiner als Schufte oder Dummköpfe ansieht. Aber er hat dies im „Journal de Pa-

ris,“ wahrscheinlich auf seines Freundes Roucher Drängen hin, drucken lassen, und das darf nicht sitzen bleiben. Ich habe heut Abend selber meine Erklärung zu Fréron getragen. Sie weist die beleidigenden Ansichten meines Bruders über die Jacobiner zurück, und sagt ausdrücklich, daß ich mich in Folge derselben gezwungen sehe, mich öffentlich als seinen politischen Gegner zu bezeichnen. Das war ich mir schuldig, um nicht in den Verdacht zu gerathen, ich sei eines Sinnes mit meinem Bruder oder ignorire seinen leidenschaftlichen Ausfall. Morgen früh werdet Ihr diese Erklärung im „Volksredner“ lesen.

„Nun, so hast Du Deine Schuldigkeit gethan, bemerkte Manuel.

Joseph Chénier, der nur ungern von diesem Zwist zu reden schien und mit schwerem Herzen daran gegangen war, ihn zu einer öffentlichen Sache zu machen, stand nach einer Weile auf und setzte sich an den Spieltisch im andern Zimmer. Die Meisten waren bereits fortgegangen. Im Speisezimmer saßen nur noch Manuel, Couthon und Marat.

„Manuel,“ sagte Couthon, nachdem er sich versichert, daß Chénier nicht wiederkomme, „ich verlange morgen einen Verhaftsbefehl von Dir.“

„Für wen, Bürger?“ entgegnete der Procurator-Syndikus.

Couthon hatte sich erhoben und humpelte, denn er

war lahm, näher zu Manuel heran. „Für die Marquise Dupleſſis," antwortete er dann mit gedämpfter Stimme. „Sie iſt mir verdächtig, Manuel, und ich glaube, ſie gehört mit zu den Verſchwörern, welche von der Oeſterreicherin ihre Inſtruktionen erhalten. Gut, daß Chénier mich an ſie erinnerte; ihre Verhaftung iſt wahrſcheinlich dem Vaterlande von Nutzen."

„Wie das?" fragte Marat anſcheinend gleichgültig, aber mit geheimer Spannung. Was fällt Dir bei dieſem Kinde auf, als daß es eine Ariſtokratin iſt? Willſt Du Gefahr für das Vaterland darin ſehen, daß ſie André Chéniers Geliebte iſt?"

„Pſt!" verſetzte Couthon nnd wollte damit bezeichnen, daß Marat wegen Joſeph Chénier leiſer ſprechen möge. „Er könnte uns hören und ich traue ihm nicht recht. Er iſt ein guter Patriot, aber wohl noch ein beſſerer Bruder und könnte André warnen."

„Nun, was iſt's mit der Dupleſſis?" fragte Marat leiſe.

„Ich weiß zufällig, daß ſie auswandern will, vielleicht morgen ſchon, das iſt an und für ſich ſchon ein Verbrechen und das Geſetz gebietet, es zu verhindern. Aber warum will ſie auswandern, warum? frage ich, da ſie Niemand beläſtigt hat und da ſie überdieß die Geliebte Apoll's von Byzanz iſt? Warum? Das muß einen Ha-

ken haben, ein so junges Weib kommt nicht allein auf diesen Gedanken. Ich will Euch sagen, was ich darüber denke und weshalb ihre Verhaftung so schnell als möglich erfolgen muß. Das „österreichische Comité" mit der Antoinette an der Spitze steht mit dem Auslande in geheimer Verbindung, das wissen wir Alle, und es ist Zeit, daß diese Verschwörung gegen die Nation endlich entdeckt werde. Da diese Brut, Dank unserer Aufmerksamkeit, nicht mehr offen mit den Emigranten und Tyrannen des Auslandes conspiriren kann, so benutzt sie unerfahrene, unverdächtige Personen zu Boten ihrer Briefe, und zur mündlichen Benachrichtigung ihrer Mitverschworenen. Die Marquise Duplessis ist eine jener Aristokratinen, die der Himmel vertilgen möge, weil sie lieblich von Angesicht und bestechend für die Tugend sind. Du kennst sie ja, Marat, da Du ihr gegenüber wohnst."

Marat that, als wenn er diese Worte überhört hätte. Manuel, der mehr und mehr aufmerksam geworden war, nahm überdieß statt seiner das Wort. „Ah, Couthon, wenn das wäre, so gäb's einen guten Fang."

„Wenn das wäre? Es muß so sein," versetzte Couthon. „Sie reist ab, weil die Oesterreicherin oder deren Mitschuldige ihr Aufträge an die Feinde des Vaterlandes gegeben haben. Anders kann's nicht sein, und darum ist es Deine Pflicht, Manuel, ihre Abreise durch die Verhaftung zu hindern."

„Du hast Recht," entgegnete Manuel; „ich werde morgen früh dafür sorgen."

„Auch rächen wir uns damit zugleich an André Chénier; er hat Dich und mich und Marat persönlich beleidigt, er verdient keine Schonung. Wenn's ginge, möcht' ich ihn auch einsperren lassen, aber wir dürfen es Joseph zu Liebe nicht und überdieß ist André zu sehr Feind der Verschwörer, um sich mit ihnen einzulassen. Das glaube ich selbst nicht. Er ist verliebt in die Duplessis; arretiren wir sie, so hat er Strafe genug." Dabei stand Couthon auf, um zu gehen. „Nun," sagte er noch, indem er sich verabschiedete, „Du wirst also nicht vergessen, Manuel, den Befehl rechtzeitig zu geben?"

„Sei unbesorgt, morgen um neun Uhr ist sie in La Force; so viel Zeit lasse ich ihr noch zur Toilette. Gute Nacht, Bürger Couthon." Dann sich zu Marat wendend, der eben mit grinsender Miene Couthon die Hand reichte, sagte der Procurator-Syndikus: „'s ist immer ein Hochgenuß, so Einen von dieser Aristokratenrace unter unsere Hände zu kriegen; denn mille tonnerres! im Gefängniß werden sie gut sansculottisch traktirt!"

„Du hast Recht, Manuel," antwortete Marat, stand auf und rüstete sich gleichfalls zum Fortgehen.

Es war überhaupt zu Ende; die Lichter waren herabgebrannt; der Spieltisch und die Nische leer; Manuel sagte gute Nacht und zog sich in sein Schlafgemach zurück,

die aufwartenden Sansculotten brachten die Mäntel der wenigen Gäste, welche fast gleichzeitig die Zimmer verließen und unten vor dem Hause sich trennten.

Joseph Chénier, der in einem entlegenen Quartier wohnte, ging allein. Dicht in seinen Mantel gehüllt und seinen Gedanken nachhängend bog er in eine Seitenstraße ein. Plötzlich trat ihm in der tiefen Dunkelheit eine Gestalt in den Weg.

„Chénier," sagte sie leise, „ich habe auf Dich gewartet, ich habe mit Dir im Vertrauen zu reden."

Der Angeredete, im ersten Augenblick durch diesen Anfall nicht wenig erschrocken, konnte sich einer gewissen Unheimlichkeit nicht erwehren, als er Marat's Stimme erkannte. Mit geheuchelter Ruhe nnd Zuvorkommenheit drückte er sein Vergnügen über diese unerwartete Begleitung aus, indem er zugleich fragte, was ihm in so geheimnißvoller Weise vertraut werden solle?

„Du kennst die Geliebte Deines Bruders?" versetzte Marat.

„Die Marquise Duplessis? Ich habe sie flüchtig gesehen."

„Sie wird morgen verhaftet werden," fuhr Marat mit seiner schnarrenden Stimme, aber gedämpft fort.

Chénier hielt unwillkürlich seine Schritte an; er fürchtete noch Schlimmeres zu hören. Als aber sein Begleiter schwieg und seinen Weg fortsetzte, trat er wieder

an seine Seite und sagte: „Du bist sonderbar, Marat; weißt Du noch mehr, willst Du nur warnen oder was sonst?"

„Ei, warum würde ich Dir denn sagen, was ich weiß, wenn ich nicht wollte, daß Du Dich danach richten sollst?"

„So droht meinem Bruder Gefahr? O, seid nicht närrisch!"

„Nichts droht, nichts droht!" meinte Marat fast höhnisch. Nur die Duplessis soll morgen nach La Force. Willst Du sie warnen lassen durch Deinen Bruder, so eile Dich, Marie-Joseph."

Der Dichter wußte vor Erstaunen nicht zu antworten. Wollte man ihm eine Falle stellen, oder seinem Bruder? Weshalb überhaupt ein Kind von Weib, das sich um die Politik nicht kümmerte, verhaften? Auf wessen Anklage hin und auf welche Gründe hin? Und wie war's dann zu verstehen, daß Marat, der davon wußte, es zu verhindern suchte, er, Marat, dessen Haß gegen die Aristokraten einer Idiosynkrasie gleich kam, dessen Fanatismus nie genug Opfer hatte, der nie ein Wort für Schonung fallen gelassen, der Mitleid und Edelmuth immer frech verlacht? Alle diese Fragen gingen durch Chéniers Hirn und er konnte sie nicht beantworten. So waren Beide stumm an einer Querstraße angekommen und Marat wollte sich trennen, um seinen Weg nach Hause einzuschlagen.

Chénier hielt ihn zurück. „Sage mir, Marat, was das bedeutet? Ist's Dein Ernst, die Marquise zu retten?"

„Nun?" entgegnete er hüstelnd, „das wundert Dich wohl?"

„Allerdings! Du bist sonst so leidenschaftlicher Patriot, so unversöhnlicher Feind der Aristokraten, so sehr gegen jede Schonung eines Verdächtigen — —"

„Wahr, wahr!" unterbrach ihn Marat heftig; „aber diesmal ist's, wie ich sage und Du wirst reinen Mund halten. Ich thu's, weil ich Dich liebe und ein Unglück Deines Bruders Dich nicht gegen uns erbittern soll."

Chénier schüttelte den Kopf, als bezweifle er, daß dieß der wahre Grund sei. Auch Marat schien noch mehr sagen zu wollen und endlich sprach er kurz und auch jetzt noch mit dem Hohn, ohne den sich kein Wort von ihm denken ließ: „Kurz und gut, ich thu's der Marquise zu Liebe. Ich kenne sie nur zu gut, ich wohne ihr gegenüber und vertiefe mich alltäglich in ihrem Anblick, wenn sie am Fenster erscheint. Sie ist von unsagbarer Aehnlichkeit mit einer — nun mit einer alten Liebe von mir, mit dem Ideal früherer Tage, das noch immer in mir lebt und mich zuweilen schwach macht. Hahaha, Joseph, nicht wahr, das wußtest Du noch nicht von Marat? Verliebt, poetisch, das macht sich hübsch für so ein Ungeheuer, wie man mich nennt! Nun, 's ist eine Schwäche, morgen ist sie vielleicht nicht mehr da, dann bin ich wieder ganz Ungeheuer! — Geh

also Marie-Joseph, und rette die Marquise, an deren Schuld ich so nicht glaube. Nur laß' mich aus dem Spiel, das rathe ich Dir, und sprich nie mehr, hörst Du? nie mehr von dieser Unterredung, oder scherze oder höhne darüber — sacrebleu! Du würdest mich kennen lernen! Geh, eile Dich, damit das Nest leer ist, wenn Manuel schickt. Leb' wohl!"

Und Marat schritt darauf hastig in die Dunkelheit hinein, seiner Wohnung zu. Chénier aber blieb einen Augenblick wie betäubt stehen und wußte sich noch immer diesen seltsamen Zug Marats nicht zu erklären. Dann aber kehrte er hastig wieder zurück, um zu seinem Bruder zu gehen und durch diesen die Marquise Duplessis vor der drohenden Gefahr zu retten.

Viertes Kapitel.

Ein Nachtstück.

Marie-Joseph hatte den Weg zur Wohnung seines Bruders eingeschlagen, ohne eigentlich zu wissen, wie er diesem Nachricht geben wollte. Erst nach mehreren Minuten athemlosen Laufens dachte er an diesen Umstand und unwillkürlich mäßigte er nun seinen Schritt. Ihn von der Gefahr, welche Valerie bedrohte, zu benachrichti-

gen, blieb unter allen Umständen sein Entschluß; er hätte dasselbe gethan, wenn es auch nicht sein Bruder gewesen wäre, dem er damit einen herben Schmerz ersparen konnte. Er würde es um Valeriens willen gethan haben, wiewohl er sie kaum kannte. Einen Augenblick lang beschäftigte ihn auch wirklich der Gedanke, nach dem Hotel der Marquise Duplessis zu eilen, sie wecken zu lassen und selber von der Gefahr zu benachrichtigen, um nur nicht mit André darüber zu reden. Aber der Gedanke verließ ihn ebenso schnell, als er gekommen. Um solche Stunde — es war etwa ein Uhr Morgens — zur Marquise zu gehen, konnte möglicher Weise bemerkt werden und Aufsehen erregen; die Gefahr für sie konnte dadurch steigen, anstatt ihr vorgebeugt zu werden, ganz abgesehen davon, ob man ihm im Hotel Duplessis glauben würde. Mit Sicherheit war überdies anzunehmen, daß zur Verhaftung Valeriens höchstens erst am Morgen geschritten werden würde; eine unnöthige nächtliche Flucht daher schlimmere Folgen für sie haben konnte, als wenn sie in aller Frühe des Tages stattfand.

Andererseits stellen sich gleiche Bedenken einem nächtlichen Besuche André's entgegen; mindestens war die Besorgniß nicht ungerechtfertigt, daß ein Späherauge zufällig den Eintritt Josephs in seines Bruders Wohnung bemerken könnte — nach dem allbekannten Zwist der Brüder und ihrer politischen Meinungsverschiedenheit ein um so

auffälligerer Umstand, der nur zu leicht Joseph verdächtigen, André ernstlich bedrohen konnte. In jener Zeit, wo man überall Verrath und Verschwörung gegen die Revolution witterte, wäre dies eine entschiedene Unklugheit gewesen. Und nun ferner der Umstand, daß gerade am nächsten Morgen Frérons Journal die Erklärung Josephs brachte, durch welche er sich öffentlich als politischer Gegner Andrés bekannte. Das war sicherlich ein mißlicher Fall mehr und Marie-Joseph gab sich darüber besonders quälenden Gedanken hin. Der Artikel war nicht mehr zurückzunehmen; er war bereits, Joseph wußte es, gedruckt; er hatte ihn sogar, ehe er zu Manuel ging, noch corrigirt. Wie nun, wenn man ihn beobachtete, und diesen nächtlichen Besuch dann mit dem Artikel verglich? Er hatte seine Feinde und war Mitglied der Nationalversammlung — welcher Verdacht konnte sich nicht gegen ihn erheben, und was war damals nicht ein Verdacht? Auch überwog in dem jungen Volksvertreter die Scheu vor einer neuen persönlichen Zusammenkunft mit André, wohl auch noch die Angst um dessen Geliebte; er konnte sie retten, auch ohne persönlich mit seinem Bruder zu reden.

Nach alledem faßte Joseph den Entschluß, seinen Diener zu André mit einem Billet zu schicken, welches ihn von der drohenden Gefahr Valeriens unterrichtete. Abermals wendete er seine Schritte und betrat in kurzer Zeit seine Wohnung. Er weckte seinen Diener und befahl ihm, sich

anzukleiden, um fortzugehen, und inzwischen der Bursch dies willig that, schrieb sein Herr in Stiefel und Hut ein paar flüchtige Zeilen, welche André über das, was seiner Geliebten bevorstehe, außer Zweifel lassen mußten.

„Hier, Tacitus,“ sagte er, indem er das versiegelte Billet dem Diener gab, „geh' schnell zu meinem Bruder, aber sei gescheidt. Es darf Niemand wissen, daß ich Dich mit einem Brief schicke. Dem Concierge sagst Du, wenn er Dich frägt, ich sei plötzlich schwer erkrankt, und Du sollst meinen Bruder zu mir bitten. Hörst Du, Bürger? frägt er Dich nicht, um so besser, so kann ich morgen gesund bleiben — aber Du sagst mir's, verstanden? Hier, fünf Franken für die gestörte Nachtruhe, und nun fort, allons!“

Tacitus war ein guter Junge von sechzehn Jahren, Auvergnat, und bon patriot. Er trabte durch die Nacht nach dem Hause, in dem André wohnte, schellte mehrere Male und trat ein, als man ihm endlich geöffnet.

„Ich will zum Chitoin Chénier!“ rief er in seinem Dialekt dem Concierge entgegen, der in Unterhosen und Nachtmütze, mit einer Leuchte in der Hand, verschlafen ihm nachsah; „'s ischt eilisch!“ — Und dabei sprang Tacitus schnell die Stufen hinauf, während der Concierge frostig und ohne besondere Neugierde in sein Zimmer lief, um dort die Rückkunft des Burschen abzuwarten.

André hatte keinen Diener. Er erhob sich verwundert

selbst von seinem Lager, um dem Schellenden zu öffnen. Als er Tacitus erblickte, wuchs seine Verwunderung sichtlich noch mehr.

„Was willst Du?“ herrschte er ihn fast zornig an. „Was willst Du um diese Stunde?“

Tacitus huschte durch die Thür und zog den Brief seines Herrn heraus. Während André erstaunt ihn entgegen nahm, die Thür schloß, das Licht auf ein Tischchen stellte und dann hastig das Schreiben entfaltete, meinte der Auvergnat und kratzte sich dabei in den Haaren:

„'s isch eilisch, Chitoin“ — womit er Citoyen sagen wollte — „Dein Bruder isch komme, hat mich geweckt, geschrieben und hollah, hat er sagt, fix zu Chitoin André. 's musch also wohl eilisch sein, Chitoin, und isch — —“

„Halt's Maul!“ unterbrach ihn André, dessen sich beim Lesen des Briefes eine große Aufregung bemächtigt hatte; „geh' nach Haus und sag' Deinem Herrn, es wär gut.“ —

Der Bursch schaute André fragend an. „'s wär gut, Chitoin? Mehr nischt?“

„Nichts weiter, pack' Dich, Bursch, und mach' keinen Lärm im Hause, hörst Du?“ Er hatte dabei aus seiner Börse einen Dreifrankenthaler gelangt und gab ihm Tacitus, der dann auch vergnügt seines Weges ging.

Kaum sah sich André allein, als er noch einmal das Billet überflog. „Es ist ganz deutlich, ganz bestimmt ge-

schrieben!" murmelte er. — „Man will Valerie verhaften!" In großen Schritten maß er das Zimmer, unfähig seine erregten Gedanken zu ordnen. Unwillkührlich kleidete er sich an; nach jedem Stück, das er anlegte, schritt er wieder auf und ab, oder er nahm auch wohl das Billet von Neuem und überflog es. „Joseph kann es wissen," sprach er dann vor sich hin, „es muß ihm ein verborgener Freund von mir gesteckt haben, aber wer? — Doch ganz gleich, nur schnell, schnell zu Valerie!" — Und doch war Chénier noch immer in Unruhe, wie man es nicht ist, wenn man auf dem festen Boden eines Entschlusses steht; es quälte ihn unbeschreibliche Angst, denn wohin mit der Geliebten? Wie sie den Häschern entziehen? An Flucht war nicht zu denken, da alle Barrièren geschlossen waren und in der Nacht für keinen Reisenden geöffnet wurden; bei ihm selbst konnte die Verfolgte, selbst wenn sie sich dazu entschließen würde, ebenso wenig eine sichere Zuflucht finden; und doch mußte sie fort, irgendwo verborgen werden. Chénier stampfte wild mit dem Fuße auf. — „Wohin? Wohin?" knirschte er, „und es geht schon auf drei Uhr, keine Minute ist mehr zu verlieren! Wäre nur der Ausgang aus Paris möglich, ich brächte sie nach St. Germain zu Trudaine, oder nach Versailles zu St. Aignan, oder zur Marquise von Pastoret! — Mein Gott, mein Gott! Soll denn ein solcher Engel in die Krallen dieser Höllenhunde fallen, diese ätherische Frau

in dem Verließ dieser entsetzlichen Gefängnisse schmachten! Nimmermehr, nimmermehr!" rief er exaltirt, „so lang ich lebe, nicht!"

Plötzlich leuchtete sein Gesicht auf, ein rettender Gedanke flog durch sein fieberndes Gehirn. Er warf schnell seinen Mantel um, löschte das Licht aus und verließ die Wohnung, bald darauf auch das Haus.

Wenige Minuten später hatte ihn sein schneller Gang vor das Hotel Duplessis gebracht. Nicht ohne Zeitverlust und Bitten gelang es ihm, zu dieser ungewohnten Stunde eingelassen zu werden.

„Lassen sie sofort die Marquise wecken," sagte er, als er sich in der Hausflur befand, zu dem verdutzten Diener. „Es darf keine Minute versäumt werden, wollen Sie nicht, daß Ihre Herrin ins Unglück kömmt. Rufen Sie das Kammermädchen und lassen Sie der Marquise sagen, daß ich hier bin, daß ihr Gefahr droht, daß ich sie beschwöre, mich zu empfangen."

Der Diener eilte erschrocken ins Haus; nach Verlauf einer kurzen, für den harrenden, von Angst gefolterten André nur zu langen Zeit, kam er wieder zurück und meldete, daß das ganze Haus bereits auf den Beinen sei, die Marquise ihn erwarte. Chénier flog die Treppe hinauf ins Vorzimmer; die alte Dienerin bestürmte ihn dort mit Fragen, mehrere Andere vom Hause gingen verstört und noch in Nachtkleidern durch die nebenliegenden Zimmer.

Endlich wurde die Thür von Valeriens Zimmer aufgerissen und die junge Frau, nur leicht bekleidet und mit Schrecken auf dem Antlitz, stürzte heraus, auf Chénier zu.

„Was ist? Um Gotteswillen, was gibt's."

„Nur schnell Valerie," entgegnete hastig André: „Du mußt fort von hier, denn man will Dich verhaften. Hier lies den Brief meines Bruders, den ich eben erhielt."

„O mein Gott!" rief die Marquise entsetzt aus und nahm unwillkürlich das Billet. Sie brauchte keine Minute, um dessen Inhalt kennen zu lernen. Von Angst erfüllt, zitternd und mit thränenden Augen fragte sie dann: „Aber wohin, André, wohin soll ich? O sage mir, Geliebter, wohin soll ich?"

„Ich habe alles bedacht, mein Kind; Du wirst in Sicherheit kommen. Nur keine Zeit verloren!"

Angstvoll stürzte Valerie in ihr Zimmer zurück, um sich in Eile vollständig anzukleiden. André instruirte inzwischen die rathlose Dienerschaft, befahl ihr, gegen Niemanden außer dem Hause ein Wort von dem, was vorgefallen war, verlauten zu lassen, mindestens nicht eher, als bis die Polizeiagenten gekommen wären, um die Marquise zu verhaften. Sie sollten dann sagen, daß ihre Herrin die längst beschlossene Reise am frühen Morgen angetreten, ganz gleich, ob man ihnen glaube oder nicht, von seinem Herkommen sollten sie durchaus schweigen.

Die alte Dienerin Ursula weinte bei diesen Worten, besonders als Chénier erklärte, daß Niemand die Marquise begleiten könne, und nothgedrungen Alle sich als entlassen zu betrachten hätten. Ursula war seit langen Jahren bei Frau von Laplatière, der Mutter Valeriens, gewesen; sie hatte Valeriens Geburt mit angesehen, sie kannte alle Verhältnisse der Familie und war seit der Vermählung der Tochter ihrer Herrin in deren Dienste getreten. Sie konnte den Gedanken nicht fassen, von der Marquise getrennt zu werden. André tröstete sie. „Ich weiß ein Auskunftsmittel,“ sagte er und nahm sie bei Seite. „Sie sollen bei der Marquise bleiben, die Ihrer ja so bedürfen wird. Hören Sie an, was ich Ihnen sage und handeln sie dann vorsichtig. Sie packen sogleich die Garderobe und sonstige Kostbarkeiten in einen Korb und tragen denselben wohlverschlossen in meine Wohnung. Hier haben sie den Schlüssel dazu. Die Agenten werden bestimmt nicht vor sieben Uhr kommen, bis dahin müssen Sie die Sachen entfernt haben, ohne daß Jemand von der Dienerschaft erfährt, wohin Sie sie bringen. Kommen Sie dann um Mittag zum Concierge in meinem Hause, wo Sie den Schlüssel zu meiner Wohnung abgeben können. Ich werde bis zu der Zeit dort ein Billet für Sie niederlegen, in dem die Adresse der Wohnung stehen wird, wo die Marquise Zuflucht gefunden.

In diesem Augenblick trat Valerie reisefertig und

mit einer Chatulle im Arm in den Salon. Sie war vor Aufregung glühend und weinte dabei. Chénier theilte ihr mit, welche Vorschriften er der Dienerschaft zurückgelassen und Valerie erklärte sich damit einverstanden. Sie nahm in wenigen, wirr durch einander gesprochenen Worten Abschied von den braven, ihr anhänglichen Leuten, die sie alle in ihren Nachtkleidern umstanden und ließ ihnen ein reiches Geschenk zurück. Sie reichte Ursula noch mit vielsagendem Blick die Hand und verließ dann am Arme Chéniers ihr Haus.

Es war keine allzurauhe Nacht, aber dunkel und schwerbewölkt. Vier Uhr war längst vorüber, die Straßen wie todt. Eilig und stumm schritten Beide hinab, Valerie fest am Arme André's hängend, unfähig zu reden vor Angst und doch gefoltert von Ungewißheit dessen, was mit ihr geschehen würde. Als sie um die Ecke der Straße bogen, und nun ihren Schritt mäßigten, schloß sich gegenüber dem Hôtel Valeriens ein Fenster im zweiten Stock eines düstern Hauses. Es war Marat, der die Wirkung seiner Warnung selbst betrachten wollte und nun zufrieden seinen Späherposten aufgab. „Dank es ihr," murmelte er, daß Du für jetzt Deinem Geschick entgehen kannst. Dank es Deiner verherten Larve, welche mir so oft eine schöne Zeit meiner Jugend nur zu lebendig ins Gedächtniß rief. Du hast mir viel Genuß verschafft — wir sind nun quitt!" Bah!" meinte er dann, indem er seinen zerrissenen, schmutzi-

gen Pelz auszog und sich anschickte, in das Schlafgemach zu seiner Maitresse zu gehen, „der Mensch muß auch einmal Dummheiten machen, nur dürfen's die andern Leute nicht erfahren. Es ist 'ne schlechte Race, der Mensch, und die Hälfte davon wär' am Galgen nützlicher, als auf der Welt. Nur ein paar Hundert Galgen und daran ein paar Tausend Köpfe — hahaha! 's würde schon besser werden!" Mit diesem guten Glauben schloß er die Thür.

Indessen hatte André mit der Geliebten seinen Weg fortgesetzt, ohne daß zwischen Beiden ein Wort gewechselt worden. Valerie war noch immer in der quälendsten Angst, ihr Puls schlug schnell und heftig, ihre Gedanken waren vom Schrecken wie gelähmt. Chénier seinerseits mochte die Bedauernswerthe durch Fragen nicht noch mehr erregen; er war überdies viel zu vorsichtig, um durch unausbleibliche, auf die Situation bezügliche Worte einem unbemerkten Zuhörer möglicher Weise Verdacht einzuflößen. Es konnte irgend Jemand aus dem Fenster sehen und der Affekt der Rede ihn auf die überhaupt auffallende nächtliche Promenade Beider noch mehr aufmerksam machen. Auch kam man jetzt an den Quai, wo hin und wieder einzelne Menschen gingen; mehrere Partrouillen begegneten ihnen, ohne sie jedoch zu beobachten; man hielt sie für Verliebte, die sich in irgend einer Gesellschaft bis zum Morgen vergnügt und die nun ihre Wohnung aufsuchten.

Sie passirten den Pont neuf. Ein kalter, nasser

Wind wehte vom Wasser herauf und machte Valerie, die bisher geglüht, plötzlich frösteln. André legte ihr einen Flügel seines Mantels um und zog sie fester an sich: er fühlte, wie laut ihr Herz gegen ihre Brust schlug. Ihr Kopf sank an seine Schulter. „O mein Theurer," flüsterte sie, wohin gehen wir?"

„Geduld, mein Herz," mahnte André leise, „Du bist bald in Sicherheit; habe Vertrauen zu mir!"

Sie drückte mit ihrer Hand die André's, welche an ihrem Herzen ruhte; sie drückte sie lang und warm, als wolle sie damit sagen, daß sie nicht mehr fragen werde, daß sie sich ganz ihm überlasse.

Die Brücke war endlich überschritten, die hohen Häuser der Straße du Bac schützten sie vor dem Winde. Stumm, und wieder Arm in Arm, gingen sie ihren Weg. Vor der Kuppel der Kirche St. Sulpice schlug es fünf Uhr. „Noch eine Weile," beruhigte Chénier, „und wir sind am Ziele."

Noch eine Viertelstunde dauerte der Weg; die Häuser waren selten geworden, lange Zäune und Mauern bildeten zum Theil die ungepflasterte, vom Regen aufgeweichte Straße. Man war noch innerhalb der Barrièren, aber in jenem todten wenig bevölkerten Stadttheil, welcher sich hinter dem Luxenburg-Palast mit seinen, damals noch viel mehr wie jetzt vorhandenen Gärten und Feldern bis zu den Barrièren hinstreckte.

Chénier und die Marquise schritten längs eines nicht sehr hohen Gartenzaunes auf einem Feldwege dahin. Plötzlich stand André still.

„Hier ist's mein Herz, wo Du bleiben sollst," flüsterte er, indem er sich spähend umsah, ob Niemand ihnen gefolgt oder auf dem Felde sei. „Der Besitzer dieses Gartens ist mein früherer Bursche in Straßburg, Jean Collier, ein braver und mir noch heut anhänglicher Mann. Bei ihm und seiner Frau wirst Du wohl aufgehoben sein, besser als irgendwo anders in und um Paris, denn hierher kommt Niemand, der nicht gerad' Blumen bestellt oder sonst mit Meister Collier, der Gärtner ist, zu thun hat. Hoffentlich ist schon Jemand munter — nur ein wenig Geduld noch, mein Herz!"

Chénier schwang sich darauf auf den Rand des Zaunes und sprang auf der anderen Seite in den Garten hinab, um das an dieser Stelle befindliche große Fahrthor zu öffnen. Er wußte, da er oftmals diesen Garten und Meister Collier besucht, daß es innen nur durch einen quer vor beide Flügel gelegten Balken geschlossen war. In der That war dem auch so, und ohne Mühe konnte er daher das Thor öffnen. Zitternd, und wie von Centnerlast befreit, hoch aufseufzend, trat Valerie, von André geführt, in den Garten. Er schloß das Thor sorgfältig wieder und führte sie dann einen breiten langen Weg hinab. Ein Hofhund schlug an — die Dämmerung

zog eben im Osten auf und warf ein graues Licht auf die Erde.

Das Gebell des Hundes war immer anhaltender geworden, je mehr sich Chénier mit seiner Geliebten dem freien Platze am Ende des Gartens näherte, auf dem sich das weiße, niedrige, aber lang gestreckte, von Glashäusern und anderen Gebäuden umgebene Wohnhaus befand. Einer der Gärtnergehilfen war bereits aus einem dieser Gebäude herausgetreten und rief nun, als er die Fremden dem Haupthause zuschreiten sah, mit drohender Stimme:

„Heh! Wer seid Ihr? Wie kommt Ihr in den Garten?“

„Beruhige Dich, mein Freund,“ entgegnete André, „und rufe Deinen Herrn; wecke ihn wenn er noch nicht auf ist und führe uns vor Allem in ein Zimmer.“

Der Bursch, der mißtraurisch war, versetzte: „Der Herr wird schon kommen; aber wie kommt Ihr denn in den Garten und weshalb um diese Stunde am Ende von Paris? Wollt Ihr etwa Blumen holen zu Euer Hochzeit?“

André murmelte einen alten Soldatenfluch zwischen den Zähnen, denn die Frage des Burschen setzte ihn in Verlegenheit und überdies waren auch noch mehr Leute des Gärtners aus dem Hause gekommen, die jetzt über den Witz ihres Kameraden ein sehr wenig angenehmes Gelächter ausstießen. André vernahm zum Glück auch Geräusch im Wohnhause; es war zu vermuthen, daß ihn das Er=

scheinen Jean Colliers dieser peinlichen Lage entreißen werde.

„Nun, mein Freund," meinte er daher und schien auf den Scherz des Burschen einzugehen; „Ihr seid nicht übel berathen; beinahe so ist's, wie Ihr denkt. Aber Ihr hättet die Ueberraschung, die ich Eurem Herrn zugedachte, nicht stören sollen — wer, zum Teufel! denkt auch, daß wir so früh nach Paris kommen und hier Alles noch verschlossen finden werden! Eine angenehme Nacht ist's so nicht und diese Dame —"

In diesem Augenblick öffnete Jean Collier die Thür und André, froh der weiteren Erklärung dadurch überhoben zu sein, trat schnell mit der erschöpften Marquise an seine Seite, erfaßte, ehe der Gärtner noch ein Wort ausstoßen konnte, seine Hand und rief: „Sapristi! das Ueberraschen ist zuweilen doch ein fatales Ding; nur gut, Meister, daß Ihr selbst gekommen, um endlich Eure Verwandte in's Zimmer führen zu können; man ist ja erschöpft von der Reise und das arme Kind schon halbtodt." Und dann raunte er hastig dem erstaunten Gärtner in die Ohren: „Geht auf meine Rede ein, um Gott! Ihr müßt sie retten!"

Meister Collier, der auf den ersten Blick seinen ehemaligen Chef erkannt hatte, errieth in Folge der letzten Worte etwas von der Situation seiner Besucher. Freilich war eine Antwort mißlich und so promenirte denn der

Gärtner mit Geistesgegenwart nur auf dem Allgemeinen herum: „Aha,“ sagte er lachend an Chéniers Worte anknüpfend und wie Jemand, der schnell den Streich versteht, den man ihm zu spielen versucht, „aha, überraschen wolltet Ihr mich? Ei, seht doch! So bei Nacht und Nebel, wo man Niemanden erkennt! Nun, das geht nicht so leicht, ja, ja; ich merkte schon etwas davon. Na, kommt nur erst ins Zimmer, Ihr werdet's nöthig haben — und Ihr,“ wandte er sich zu den Leuten, „geht an die Arbeit, öffnet die Glasfenster, denn es wird schon milder. Der Basile, der Schlingel, soll mir heute die Bäume verschneiden.“

Jean Collier ging seinen Besuchern, die inzwischen ins Haus getreten waren, nach und führte sie in sein Zimmer.

„Verzeiht,“ sagte Valerie, als sie dort angekommen, und wandte sich an den Gärtner; „verzeiht, mein Herr, ich bin der Ohnmacht nahe — laßt mich etwas ruhen.“

Mit Theilnahme geleitete er und André die Marquise an das Sopha, auf welches sie sich ermattet niederließ. Er legte Betten über sie und Valerie entschlummerte im Augenblick. Dann sagte er zu Chénier: „Kommen Sie, Herr von Chénier, lassen wir die Arme ruhen und erzählen Sie mir beim Frühstück den Zusammanhang der Sache. Daß Sie sich auf mich verlassen können, das wissen Sie; ich bin ja noch immer der alte Collier, der

alte Jean, dem Sie so manchmal Gutes erwiesen. Kommen Sie hinüber zu meiner Margot."

André stellte die Chatulle Valeriens auf den Tisch, warf noch einen langen mitleidigen Blick auf die Schlafende und verließ dann mit dem Gärtner das Zimmer. welches dieser hinter sich abschloß. Beim Frühstück, allein mit dem Gärtner und seiner Frau, erzählte Chénier den Hergang der Sache und die braven Leute gingen mit Freuden auf den Vorschlag ein, die Marquise bei sich zu behalten, sie für Margot's Cousine auszugeben, welche mit ihrem Bräutigam aus dem Gascogne nach Paris gekommen sei.

Es war heller Morgen, als André, beruhigt über die Unterkunft der Geliebten, nach Paris zurückging, um ihr Ursula mit den Garderobeeffekten zuzuschicken; er versprach gegen Abend wieder zu kommen.

Fünftes Kapitel.

Meister Collier.

Es war ein glücklicher Gedanke von André Chénier gewesen, die Marquise in den Garten Meister Colliers zu bringen. Das war ein braver, zuverläßiger Mann, dem

man das Theuerste ohne Anstand vertrauen konnte, eine jener biederen, einfachen Naturen, wie sie das südliche Languedoc so vielfach aufzuweisen hat. Er mochte ein mittlerer Dreißiger sein, Meister Jean, und gleich, wenn man ihm ins gebräunte Gesicht, in die schwarzen, offenen Augen blickte, hatte man ihn lieb. Gerad nicht groß, aber auch nicht klein von Figur, vollsäftig, im Ganzen eine derbe, kräftige Natur mit dunklem gekräuselten Haar und Bart, war er einst ein sehr glücklicher Mousquetier im Regimente d'Angoumois gewesen, insofern, als es ihm an Liebschaften nie gefehlt hatte. Er hatte dabei treu seinen Dienst verrichtet und nicht einmal über seinen Herzensgeschichten, die nebenbei gesagt, so tief nicht gingen, seine Pflicht als Soldat vergessen. In Straßburg, wo er zuletzt in Garnison gestanden, war's ihm am besten ergangen; nicht allein, daß die „wunderschöne Stadt" die hübschesten Mädchen und Zofen hatte, welche Jean Collier irgendwo in einer Garnison getroffen; hier fand sich für ihn auch reichlicher Nebenverdienst, so daß er sich ein hübsches Sümmchen französischer Silberthaler sparen konnte. Als André von Chénier — es war anno 1782 — als Offizier ins Regiment trat, nahm er sich Jean zum Burschen an, und er hatte es gut bei dem jungen Lieutenant, manch reiches Trinkgeld fiel für ihn ab, und so leutselig wie dieser hatte ihn auch noch keiner von seinen Herren behandelt. Das machte denn Jean außerordentlich

anhänglich an André und er wär' am liebsten Zeitlebens bei ihm geblieben.

Leider nahm Herr von Chénier bald wieder seinen Abschied, quittirte und ging nach Paris. Ein Jahr darauf war auch die Dienstzeit Jeans zu Ende und er wanderte nun ebenfalls nach Paris, um dort als Gärtner, der er von Haus aus war, sein Brod zu verdienen. Eines schönen Tages — er hatte noch keine Stelle gefunden — begegnete er Herrn von Chénier und man kann sich die Freude des guten Kerls darüber denken. Er klagte ihm all' sein Leid und bat André, ihn zu einem Dienst oder zu einer Stelle zu verhelfen. André hätt's gern gethan, aber er war nicht in der Lage; das Einzige, was er thun konnte, war, sich bei seinen Freunden zu erkundigen, ob Niemand eine Stelle für den braven Jean wisse. Er sollte sich nach ein paar Tagen darnach erkundigen. Und nach ein paar Tagen war denn auch Jean Collier gekommen und sprang deckenhoch, als ihm Chénier mittheilte, daß er ihm eine Stelle bei einem Gärtner in St. Germain verschafft habe. Ein Zufall hatte dies so gefügt, daß André von dieser Vacanz erfahren und er war selber nach St. Germain gefahren, um seinen ehemaligen Burschen zu empfehlen.

Schon am anderen Tage trat Jean dort seinen Dienst an und er fand es sehr glücklich. Lemercier, der alte Gärtner, hatte den treuen, fleißigen, geschickten Burschen gern, und als sich dieser schließlich in seine Tochter verliebte und

die Margot auch vom Jean nicht lassen wollte, da machte er ein Paar aus ihnen und gab seiner Tochter eine hübsche Mitgift, so daß sich beide den Garten bei Paris kaufen konnten, den Collier jetzt noch besaß und zu einem der einträglichsten und besten der Gegend gemacht hatte. Das war vor vier Jahren geschehen und Meister Collier bereits einer der wohlhabendsten Gärtner geworden. André Chénier wurde von ihm als der Stifter seines Glücks angesehen und er gedachte seiner stets mit einer rührenden Dankbarkeit. Kam André zuweilen, wie früher mehr denn letzter Zeit geschah, zu ihm, so war's ein Fest, und es half nichts, Chénier mußte sich's gefallen lassen und bei jedem Familienereigniß zugegen sein.

Er hatte auch der Hochzeit beigewohnt und dabei die Geliebte seines ehemaligen Burschen kennen gelernt. Es war ein hübsches, gutes und herziges Mädchen, das ihren Jean aufrichtig liebte. Keine bessere Frau hätte er finden können; sie verstand Hauswesen und Gärtnerei, griff anfangs selber tüchtig mit an und wußte dabei ihrem Mann das glücklichste Leben zu schaffen. Denn sie war immer froher Dinge und zufrieden; sie that was er gern hatte und er that wieder, wie sie es wünschte. Als nun gar noch ein frisches, munteres Büblein kam und dann noch eine Tochter, da wußten Beide nicht mehr, was sie sich noch wünschen sollten und weit und breit gab's nicht so einen glücklichen Hausstand wie diesen.

Das hatte zu jener Zeit, als die Revolution schon die Familienkreise mit Leidenschaften erfüllte und fast Alle sich der politischen Sorge hingaben, noch um so höheren Werth. Aber Meister Collier hielt sich auch allen polischen Debatten und Handlungen fern und gar in letzter Zeit wollte er von der ganzen Revolution nichts hören. Ein paar seiner Leute hatte er deshalb fortgeschickt, weil sie sich an den verschiedenen Clubbs betheiligt hatten, und er duldete nicht, daß sie bei ihm von Politik sprachen, oder Abends nach Paris gingen, um „Tollheiten zu treiben," wie er sich ausdrückte. Schwärmte er just auch nicht für die alte Zeit, so gefiel ihm doch die neue mit ihrem Spektakel und ihrer Unordnung noch viel weniger und besonders war er, vielleicht in Folge der Auslassungen des Herrn von Chénier, auf die Jacobiner übel zu sprechen.

Mit wahrhafter Theilnahme hatten Beide Chéniers Erzählung mit angehört. Margot traten dabei die Thränen in die Augen; Jean fluchte erbittert auf die Jacobiner, „die," wie er sagte, „eine so schöne Frau so nichtswürdig ohne Ursache verfolgen können." Hoch und theuer verschwor er sich gegen André, daß er Valerie wie seine Schwester beschützen wolle, und Margot versicherte hundertmal, daß der Unglücklichen nichts an Aufmerksamkeit und Bequemlichkeit fehlen solle. Oft, besonders als es hoher Tag wurde, war Margot ins Zimmer hinübergegangen, wo Valerie schlief. Sie blieb dann immer län-

gere Zeit daselbst, in der Hoffnung, daß sie erwachen würde; aber die Marquise lag in den Banden einer vollständigen Erschöpfung; zuweilen fieberte sie und sprach dann abgerissene Worte; sie seufzte dabei und wie unterdrückte Klagelaute rang es sich manchmal aus ihrer Brust. Margot beobachtete sie voller Rührung; sie befreite ihren Busen von dem beengenden Gewand und netzte hin und wieder ihre Schläfe mit kaltem Wasser. Das schien der Marquise wohl zu thun, sie athmete leichter und ihre phantastischen Reden schwanden. Die junge Gärtnersfrau blickte nun in dies feine, bleiche, jetzt vom Schlaf ruhig gehaltene Antlitz Valeriens; sie schien errathen zu wollen, welcher Geist in dieser Hülle lebe. Und je mehr sie sich in diese Züge versenkte, desto wärmer ward ihr Blick, desto inniger ruhte ihr Auge auf sie. Ohne Zweifel stieg in ihr die Ueberzeugung auf, die Schlafende sei ein all' ihrer Theilnahme würdiges Wesen.

Jean war in den Garten gegangen; bei der Arbeit, wie zufällig, erzählte er dann Dem und Jenem seiner Leute, die Cousine seiner Frau sei aus dem Gascogne hergekommen, um bei ihm bis zu ihrer Verheirathung mit Herrn von Chénier zu wohnen. Sie sei die verwaiste Tochter eines dortigen Beamten und von sehr guter Erziehung. Es wäre nur schade, daß sie zu ihrer Ankunft in Paris die Nacht hätte wählen müssen, da man sie erst zu Mittag erwartet hätte; aber wie Herr von Chénier

ihm gesagt, hätte dies an dem Umstand gelegen, daß für später auf den letzten Poststationen alle Pferde bestellt gewesen wären. Jean erzählte dies, um die auffällige Ankunft und Anwesenheit Valeriens seinen Leuten zu erklären; eine Vorsicht, die nur allzu sehr geboten war.

Um Mittag endlich hatte sich Valerie den Armen des Schlafes entwunden. Sie schaute, noch liegend, sich im Zimmer um und schien erst alle Ereignisse der Nacht und alle Umstände, die sie hierhergeführt, sich ins Gedächtniß zurückzurufen. Dann erhob sie sich, stützte den Arm auf die Lehne des Sophas, den Kopf in die Hand und flüsterte: „O mein Gott, was hab' ich denn gethan, daß Du mich strafen willst?“ Aber als mißfalle ihr dieser Gedanke, setzte sie hinzu: „Was thut's am Ende, wo ich glücklich bin, und kann ich unglücklich sein, so lang ich André habe? — Ah, es war eine grauenvolle Nacht und mir ist unwohl, vielleicht Erkältung oder Schreck.“ Sie strich mit ihrer weißen schmalen Hand über die feuchten Locken und verlor sich in wache Träumerei.

Da trat Margot leise wieder herein. Valerie erbebte, dann blickte sie auf die junge Frau, im nächsten Augenblick fühlte sie sich von dieser umarmt. „Gott sei Dank,“ rief Margot freudig, „daß Sie wieder munter sind; wir beunruhigten uns schon wegen Ihres langen Schlafes, denn es ist zwei Uhr. Aber wie fühlen Sie sich? Sind Sie

wohl? Kommen Sie nur vor allen Dingen, einen warmen Imbiß zu nehmen."

Valerie, von dieser Herzlichkeit Margots gerührt, drückte ihr die Hand und sagte lächelnd: „Mir wird besser werden, wenn ich etwas genossen habe und ich nehme Ihr Anerbieten gern an. Ich werde wohl noch mehr in Ihre Schuld kommen und kaum es je wieder vergelten können."

„In unsere Schuld?" antwortete Margot lebhaft und mit all' dem sympathischen Gefühle, welches sie zu Valerie hinzog: „O reden Sie nie mehr davon! Mein Mann hat noch Vieles an Herrn von Chénier gut zu machen und d'rum ist's ihm gerad' recht, daß es so gekommen; freilich, Ihr Unglück geht uns sehr, ach, sehr zu Herzen. Aber es wird ja wohl noch Alles wieder gut und bis so lange sind Sie unser."

„Madame," entgegnete die Marquise und Thränen standen ihr in den Augen, „Ihr ganzes Wesen ist so zu Herzen sprechend, daß ich all' mein Ungemach schon vergessen habe."

„Ich gab' mich, wie ich bin," versetzte die Gärtnersfrau lachend, „und da wir jetzt Cousinen sind, so müssen wir doch herzlich mit einander verkehren und reden?"

Valerie sah Margot fragend an.

„Ja, Sie wissen wohl noch gar nicht," fuhr diese fort, „daß wir Cousinen sind? Ach Gott, Sie müssen schon und dürfen keine Marquise mehr bleiben!" — Sie neigte

ihren schelmisch gespitzten Mund an Valeriens Ohr dicht heran und flüsterte dann: „Herr André hat's uns schwer auf die Seele gebunden, Sie zu dregradiren. Wir können nicht anders."

Valerie nahm Margots beide Hände und ihr fest und freudig ins Auge blickend, rief sie aus: „Ihre Cousine, Ihre Schwester und von Herzen will ich sein — denken Sie nur nicht, daß ich die Marquise vermisse! Sagen Sie mir, wie Sie heißen, was Herr von Chénier über mich bestimmt hat, was ich zu thun und zu lassen habe — o, ich bin ja willig und ich muß es ja auch sein, wenn ich es selbst nicht wollte. Aber fürchten Sie nichts, und nehmen Sie mich als Ihre wahre Freundin auf!"

„Es gilt!" entgegnete Margot fast übermüthig und sie schlug ein in die dargebotene Hand Valeriens. „Ich heiße Margot, und Sie Cousine?"

„Valerie."

„Valerie," wiederholte die Gärtnerin schelmisch, „ja, nichts, gar nichts als Valerie, eine Cousine aus dem Gascogne, eine Waise, Tochter eines Beamten — ach Gott! Merken Sie sich das nur Alles recht genau, damit Sie nicht einmal aus Ihrer Rolle fallen. Hören Sie wohl, Cousine Valerie? Es ist Alles so verabredet und von Herrn von Chénier selbst. Sie sind nach Paris gekommen, um bei uns bis zu Ihrer Hochzeit mit Herrn André —"

„Gut, gut," unterbrach hastig und unter Erröthen

lächelnd die Marquise. „Ich werde mich nicht verrathen, Cousine Margot — aber kommen Sie, ich bitte, und geben Sie mir zu essen.“

Margot schlug sich mit der Hand vor die Stirn, wie Jemand, der sich über seine Vergeßlichkeit ärgert. Unter den drolligsten Entschuldigungen zog sie dann die neugewonnene Freundin in das Wohnzimmer, wo Meister Collier sie schon erwartete. Während Margot nun auftrug, was sie zubereitet, klärte Jean die Marquise vollständig über ihre Situation auf. Es fiel manch' Wort dabei, was ihr einen Einblick in den braven Charakter Meister Colliers thun ließ, und dieser Umstand, die warme Theilnahme dieser Leute an ihrem Geschick, söhnte Valerie damit noch schneller aus, als es ihr lebhafter, Alles gern phantastisch bekleidender Geist auch unter andern Umständen ermöglicht hätte. Sie fand ihre Lage romantisch, und wenig voreingenommen, wie sie gegen andere Stande war, ohne Einbildung auf das Recht der Geburt und des Reichthums, entsprang ihr geistiges Wohlsein nicht der Laune eines Weibes allein, sondern wahrem Herzensgefühl. Und dann liebte sie auch mit Leidenschaftlichkeit, ihr ganzes Sein und Denken ging in dieser Liebe auf, welche Leitern an die Berge und Brücken über die Flüsse zu legen vermag.

Nach dem Mittagsmahl, das die Marquise sichtlich gestärkt und wieder in den Besitz der vollen Elasticität gesetzt hatte, kam Ursula mit den Effekten. Sie erzählte,

was sich inzwischen im Hotel Duplessis zugetragen. Gleich nach der Flucht Valeriens hatte sie den größten Theil der Garderobe und Kostbarkeiten in Körben nach der Wohnung André Chéniers bringen lassen. In der größten Angst erwartete man die Ankunft der Polizei. Erst nach acht Uhr war ein Agent vorgefahren gekommen und hatte nach der Marquise gefragt und sie zu sprechen verlangt. Als der Portier und Ursula ihm versichert, daß ihre Herrin bereits um fünf Uhr früh nach einer ihrer Besitzungen in Languedoc abgereist sei, ließ sich der Agent durch alle Räumlichkeiten des Hotels führen, ohne irgendwie etwas zu sagen. Erst als er Alles durchgesucht und, meinte Ursula, fast zufrieden schien, die Verfolgte nicht gefunden zu haben, erklärte er, daß sämmtliche Dienerschaft sofort das Haus zu räumen habe und dasselbe von ihm verschlossen und versiegelt werden würde. So geschah es denn auch. Darauf war Ursula, wie verabredet, zum Concierge im Hause Chéniers gegangen, erhielt dort jedoch anstatt des Billets den Bescheid, daß sie André in seiner Wohnung erwarte. Sie begab sich demnach zu ihm und erfuhr nun den Aufenthalt sowie das angenommene Verhältniß Valeriens zu Meister Collier und dessen Frau.

„Ach," schloß sie und Thränen liefen über ihre alten Wangen, „hätt' ich doch mein Lebtag nicht geglaubt, daß sich solche Dinge zutragen könnten! Sie armes Kind, Ihr Leben ist an Glück nicht reich; ich weiß, ich weiß, daß es schon

traurig anfing.“ Und als wenn die Alte über ihre letzten Worte selber erschrocken wäre, fuhr sie fort: „Starb doch gleich der Herr Vater — ach Gott, was muß ich noch erleben! Na, nur gut, daß Sie noch einen so guten, braven Herrn zum Freunde haben — ja, Herr André! Na, ich will nicht jammern, der wird's schon noch gut machen, meine arme Frau Marquise!“

„Pst!“ entgegnete Valerie, lächelnd den Finger auf die Lippen führend, „Du weißt, Ursula, daß ich nur Mademoiselle Valerie bin, nicht ein bischen mehr! Nimm Dich ja in Acht, und vor Allem gräm' Dich nicht. Ich bin weniger unglücklich, als Du Dir vorstellst.“ —

Natürlich blieb Ursula zur Bedienung Valeriens im Gärtnerhause, welches Räumlichkeit genug besaß, um für die neue Cousine zwei freundliche Zimmer herzugeben.

Sechstes Kapitel.

André Chénier.

Ein großer Theil des Lebens und des Charakters André von Chéniers, oder, wie er gemeinhin genannt wurde, André Chéniers, ist allerdings schon durch die vorangegangene Erzählung unsern Lesern bekannt geworden; indessen ist es doch nöthig, unseren Helden eine spe-

zielle Beachtung zu theil werden zu lassen, ein bestimmtes Bild von ihm zu entwerfen.

Er war der dritte Sohn des Herrn Louis von Chénier, der längere Zeit französischer Consul im Orient, zuletzt in Marokko gewesen war und der seit etwa sechs Jahren zurückgezogen von allen Geschäften in Paris lebte, beschäftigt, seine reichen Erfahrungen niederzuschreiben. Seine Betheiligung an der Revolution war nur äußerst passiv; sein politischer Standpunkt etwa der der Feuillans. Zwar hatte man ihn in das Comité für die Unterwachung von Paris gewählt, indessen war Herr von Chénier froh, diesen Posten bald niederlegen zu können. Sein optimistischer Geist, seine Ueberzeugung, daß mit Frankreich und dem König alles noch gut enden würde, war viel zu sehr durch die Ereignisse bedroht worden, als daß er es nicht für besser gehalten hätte, mit seinem guten Glauben sich auf sich selbst zu beschränken.

André's jüngster Bruder, Marie-Joseph, den gefeierten Tragödiendichter der Revolution, haben wir bereits kennen gelernt; die beiden älteren, Constantin und Sauveur, hatten sich der diplomatischen Carriere gewidmet und waren nicht in Paris. Von allen war nur Marie-Joseph ein begeisterter Anhänger der vorgeschrittenen Revolution, zum Gram des Vaters, der ein guter Royalist geblieben. André hatte, wie wir gesehen, Kehrt gemacht, als die Fluthen der Bewegung den Thron zu bedrohen begannen.

Wie alle seine Brüder, war auch er während der Zeit geboren worden, wo sein Vater als Consul in Constantinopel lebte. Seine Mutter war eine Griechin, eine geborne Santi l' Homaka, eine feingebildete, geistreiche, poetische, für ihr Vaterland und dessen herrliche Vorzeit schwärmende Frau, welche selbst manch schönes Gedicht im Styl der Alten geschrieben. André vorzüglich gab sich den Einflüssen dieser Mutter hin, besonders als er in Carcassonne mit ihr still und beschaulich lebte. Während der leidenschaftliche Joseph schnell Alles in sich aufnahm und wenig davon in sich zur Abklärung gelangte, betrieb André seine Studien sehr ernst und erwarb sich unter der Anleitung seiner Mutter eine so feine und tiefe Kenntniß der Sprache Homers, daß sie sogar die seines Vaterlandes übertraf.

Als er zwanzig Jahre alt war, trat er, zugleich mit seinem jüngeren Bruder, in's Militair; Beide verließen diese Carriere schon ein Jahr später, Beide erfüllte die Begierde, sich gänzlich ihrer Neigung für die Poesie zu widmen. Vergeblich drängte der Vater — die Mutter war inzwischen gestorben — daß André die diplomatische Carriere einschlage. Er brachte ihn als Attaché zur Gesandtschaft in London, doch gefiel sich der junge Mann in dieser Stellung nicht, sondern lebte nach einigen Reisen, wie Joseph, ausschließlich seiner Poesie.

Während Joseph glücklich die Bahn der dramatischen

Dichtung betrat und sich willenlos vom Wirbel der Zeitideen erfassen ließ, arbeitete André mühsam daran, seinem Styl jene Zartheit und jenen poetischen Duft zu verleihen, die ihm zunächst in dem Andenken an seine Mutter entgegentraten und deren Ideale er dann in der Weise der Griechen, in der Würde des Weibes, in der atiken Liebe, möchte man sagen, fand. Denn Liebe über Alles war seinem Leben noth; seine brausende Leidenschaft mußte Etwas haben, um damit die Himmel zu stürmen, in der Erschöpfung vom kühnen Flug seiner Phantasie in den Armen eines glühenden Weibes auszuruhen. Er liebte wie Properz, wie Tibult, um alle Lust und Klage seiner Empfindungen in sapphonische Gesänge auszutönen — er dichtete für sich diese glühenden, üppigen, dem Herzensfeuer entströmten Lieder, diese wundervollen Hymnen, diese zarten träumerischen Elegien, nur für sich — und so blieb die Form, wie sie war, Fragment, ähnlich jenen helleni̇schen Ruinen, aus denen gleichwohl der Geist wahrer Größe spricht. Es war eine neue, unerhörte Sprache, ein neues Denken und Dichten in diesen kostbaren poetischen Bruchstücken, welche dreißig Jahre später den Boden der neufranzösischen Dichtkunst, der romantischen Schule Victor Hugo's und Lamartine's abgaben.

Von Hause war André der Revolution nicht feindlich entgegen getreten, wie er sie denn überhaupt in ihren Principien noch heut nicht verdammte. Jung, edelsinnig

und leidenschaftlich, begrüßte er die Sache der Freiheit wie ein Aufjauchzen der Menschheit; aber mehr Poet denn Politiker, Aristokrat dabei im Wesen seiner Gedanken, insofern, als er die gemeine Form unüberwindlich haßte, empörte er sich über den Gang der Ereignisse, als es schien, daß dieser lediglich von den plebejischen Elementen des Volks, von den Fanatikern der Gironde und Jacobiner vorgezeichnet wurde. Verblendung eines Dichters, der nicht weiß, daß die Geschichte nicht frägt, welche Form die Instrumente haben, deren sie sich bedient.

André begann seit der Zeit, wo die Revolution die Glacéhandschuhe auszog, sich zum Journalisten seiner Partei zu machen. Er war Mitglied des Clubbs von 89 gewesen, seine Freunde waren die constitutionellen Monarchisten, die Pange, Trudaine, Brazais, die Sieges und Pastoret; leidenschaftlich und muthig, haßte er mit ganzem Herzen und scheute sich nicht, diesen Haß auszusprechen. Ihm war es gleich, ob es ihm schaden könne, sein Stolz war so groß, daß er selbst gegründete Bedenken hintansetzte, Artikel mit seinem Namen unterzeichnete, die seine Gesinnungsgenossen geschrieben hatten. Im „Journal von Paris,“ welches seinem Freund, dem Dichter Roucher, gehörte, veröffentlichte er seine Artikel, Meisterstücke der Form und durchglüht von dem Edelmuth einer loyalen Gesinnung, die sich eben so heftig gegen die Anmaßungen der Hofpartei, als mit Leidenschaft und Witz gegen die De=

mokraten richtete. André wollte, wie er selbst sagte, weder die demokratische Tollheit, noch die aristokratische Ungerechtigkeit, weder die Tyrannei des Patrioten, noch die der Bastille. Sein Gedicht „sur le j'eu de Paume" hatte in dieser Weise entschieden gesprochen.

Jemehr sich die Jacobinerpartei der Gironde der Bewegung bemächtigte, je leidenschaftlicher und erbitterter wurde André. Schon ward er in seiner Polemik ungerecht und es genügte der Name Jacobiner, um ihn gegen die Person mit Idiosynkrasie zu erfüllen. Seit Beginn des Jahres 1792 galt seine Thätigkeit ausschließlich dem Angriff auf die Jacobiner, auf Manuel und Danton; zuletzt hatte er einen fulminanten Artikel gegen diese ganze Partei losgelassen, der außerordentliche Erbitterung hervorrief und jenes Gespräch zwischen André und Marie Joseph hervorrief, welches wir im ersten Kapitel wiedergaben und dessen unmittelbare Folgen bisher einen Theil unserer Erzählung gebildet.

Voller Verachtung gegen die Wuth der Jacobiner erfüllt, spottete er deren nach wie vor und war weit entfernt, etwas von seinen Ausdrücken zurück zu nehmen. Die Polemik über jenen Artikel goz sich ein paar Monatelang hin und wurde von beiden Seiten mit Erbitterung geführt. Der Zwist beider Brüder, den wir entstehen sahen, dehnte sich zum Glück nicht auf die Herzen aus; Beide liebten sich zu sehr, um sich gegenseitig entfremden, gar ernstlich

verfolgen zu können. Der Umstand, daß Marie-Joseph die Rettung Valeriens durch seine Benachrichtung von der ihr drohenden Gefahr bewirkt, bildete für André einen erwünschten Anknüpfungspunkt zur Aussöhnung mit seinem Bruder, die denn auch bald nachher erfolgte, freilich mit Vermeidung jeden Eclats, da Marie-Joseph, wie er sagte, durch ein offenes äußerliches Zusammengehen mit André als Deputirter wie als Mitglied des Jacobinerclubbs Rücksicht darauf nehmen müsse, sich nicht zu compromittiren. Denn André richtete fortgesetzt im „Journal von Paris" seine Polemiken gegen die Jacobiner, und das am 15. April 1792 stattgefundene Fest zu Ehren der rebellischen Soldaten von Chateau-Vieux, welches in der Soirée bei Manuel einen Gegenstand der Debatte gebildet, hatte seinen Zorn auf's äußerste gebracht und ihn zu einer Wuth gegen die Jacobiner aufgereizt, welche in Artikeln wie in satyrischen Dichtungen sich Luft machte. Es war danach unmöglich für Joseph, der vergeblich seinen Bruder vor solcher excessiven Leidenschaftlichkeit gewarnt, vor aller Welt wieder mit ihm zu verkehren; er mußte sich begnügen, ihn zuweilen an dritten Orten zu sprechen. Eine wirkliche Verständigung war übrigens zwischen Beiden unmöglich und jeder Versuch dazu war von ihnen als ganz unfruchtbar längst aufgegeben worden.

Mehrere Monate waren seitdem vergangen; die Revolution hatte ihren Weg fortgesetzt und dem König-

thum sowie der gemäßigteren Partei die letzte Macht entwunden. Der 20. Juni mit seinen Schrecken hatte das Königthum der letzten Majestät entkleidet. Die Sansculotten waren wild und mordgierig in die Tuilerien gedrungen, hatten die Thüren zu den Gemächern Ludwigs XVI. eingeschlagen, dem Könige eine rothe Mütze auf's Haupt gestülpt und ihn gezwungen, aus einer Branntweinflasche auf das Wohl des Volks zu trinken. Nach dieser Schmach war der Sturz nicht tief. Am 10. August war er erfolgt. Begünstigt von Manuel, welcher die Kanonen zum Schutz des Königs fortbringen ließ, war das Volk schreiend und tobend, mit Piken und Aexten, früh Morgens nach den Tuilerien gezogen, um den König abzusetzen. Vergeblich hoffte der König auf Rettung — die meisten der Truppen weigerten sich, das Volk aufzuhalten; die Schweizer und ein paar Edelleute, welche im Schlosse den Zugang zu ihm vertheidigten, wurden erschlagen; die Pistole, welche ihm Marie Antoinette reichte, wies Ludwig XVI. zurück. Gefangen führte man ihn und seine Familie unter dem Geschrei: „Tod! Tod! Wir wollen keine Tyrannen mehr!" nach der Nationalversammlung; in eine kleine Loge gezwängt, mußten diese Unglücklichen, hungrig und durstig und erschöpft, bis zum andern Tage den Debatten der Versammlung mit beiwohnen, welche die Absetzung des Königs und dessen Gefangennahme zum Resultate hatten. Die königliche Familie ward in den

Temple gebracht, ihre Kerkerleidensgeschichte und die republikanische Aera Frankreichs begann.

Es war dies auch eine Niederlage André Chéniers. Diese furchtbaren Ereignisse beraubten auch ihn des Glaubens und der Zuversicht. Widerwillen gegen alles politische Getriebe erfüllte ihn, und er schrieb damals an Wieland, mit dem er ein paar Briefe gewechselt, daß er sich fortan nur seinen Studien still und zurückgezogen widmen wolle. Noch immer konnte er den Gedanken nicht fassen, „daß auch der Pöbel Weltgeschichte machen dürfe;" er fühlte sich im Innersten verletzt, mit seiner guten Sache besiegt zu sein, das Streben eines Manuel und Robespierre, Marat und Danton belohnt zu sehen. Sie waren jetzt an der Spitze der Macht, ihre Genossen regierten überall — wohin mußte Frankreich kommen? Ihn schauderte, und er ward in sich gekehrter, sein Geist suchte den Schatten düsterer Gedanken, des Lebens Lust erkaltete in ihm. Ungehemmt stürmten die schmutzigen Fluthen der Anarchie übers Land; die letzten Barren der Ordnung fielen nieder; der Schrecken stieg bereits an Stelle des zur Verurtheilung bestimmten Königs auf den Thron. Er hätte fliehen mögen, weit fort, um nicht diese Herrschaft der Rohheit und des Pöbels sehen, sich unwillkürlich ihr beugen zu müssen — er hätte es gewollt, um dem Aufruhr seines Gefühls für Edles und Schönes ein Ende zu machen. Aber es war

unmöglich — ohne Gefahr des Lebens war keine Flucht mehr denkbar, und dann Valerie!

Sie war die Kette, die ihn an des Leben, an das Edle und Begeisternde hielt. Fast täglich ruhte er in ihren Armen, an ihrem Busen, spielte mit ihrem Gelock, entzündete seine Phantasie an dem Feuerblick ihrer Augen, küßte auf ihre Lippen den Strom leidenschaftlicher Liebe hin. Was war denn Alles, wenn er bei ihr war? Ja, Valerie! In ihrer Liebe, da lag Seligkeit und süßes Vergessen — zuckten die Blitze auch rings umher, grollten die Donner auch über dem Haupte, hier war's ewig heiterer Himmel und Frühling, und die Blumen strömten ihre narkotischen Düfte aus und berauscht, von Wonne durchschauert, sank Einer an des Anderen Brust, stumm, matt, besiegt von seinem Blut, in selige Träumerei versinkend. Und jedesmal ging André finster, erbittert durch die lärmenden, vom losgelassenen Volk durchzogenen Straßen, hinaus nach dem Garten Meister Colliers, das Herz vollgesaugt von göttlicher Narkose der Liebe, sinnend, grübelnd, träumend, dichtend, zimmernd an der Prachtform, in welche all' die Gluth seiner Gefühle hineinströmen und wundervoll erstarren sollte.

Siebentes Kapitel.

Basile.

Valerie von Duplessis hatte inzwischen glücklich und still bei Meister Jean Collier und seiner munteren Frau gelebt. Glücklich, denn sie liebte André glühender als zuvor, seitdem er ihr Schutz, mehr denn je ihr einziger Halt im Leben war, und still lebte sie, denn auf der Besitzung des Gärtners war's wie weit weg von Paris, dorthin drang nicht das Gelärm der Stadt, das Geschrei der arbeitlosen, durch Excesse sich aufregenden Menge, der betäubende Wirrwar der Revolution. Kaum daß hin und wieder Jemand auf die anstoßenden Felder kam, selten, daß auf der seitwärts sich hinziehenden Straße ein Trupp Nationalgarden oder Volkshaufen nach der Barrière zogen; noch seltener, daß jetzt Jemand aus dem anstoßenden Stadtviertel kam, um Blumen zu kaufen — die Zeit war nicht für Blumen angethan. Meister Collier fuhr seit Monden auch nur noch mit Gemüsen und Obst nach den Märkten und ließ unberührt die Flora in seinem Garten, der weitaus sich hinstreckte längs der Aecker und an einer todten, von wenigen Häusern bebauten Straße, zum Theil buschig, mit geschmackvollen Anlagen und schattigen Gän-

gen zum Theil ein großes Gemüsefeld, umsäumt von statt lichen und zahlreichen Obstbäumen.

Die Arbeit, die hier nach wie vor vom Gärtner und seinen Leuten verrichtet wurde, war friedlich und lärmte nicht. Dort pflanzte man, hier pflegte und begoß man; man mähte das hochgeschossene Gras und den Klee und pflückte das reifgewordene Obst von den Bäumen und Sträuchern. Und auch im Hause war still umfriedetes Leben; da waltete Margot als Hausfrau in Stube und Küche, wartete ihre kleinen, fröhlichen Kinder, von denen das jüngste noch die Mutterbrust nahm. Nachmittags ging sie dann hinunter nach dem Kuhstall, um zu melken, und dann war's gewöhnlich Feierabend, die Burschen räumten die Arbeit und die Werkzeuge fort, fegten die Gänge, begoßen die Blumen; die Gehilfen zogen sich um und setzten sich auf die Bank vor ihrem Häuschen, um zu plaudern, oder der und jener von ihnen ging auch wohl aus, in die Stadt zum Schatz, oder an die Barrière zu Weine. Meister Jean spielte dann mit seinen Kindern, mit dem jüngsten wohl gern im Grase; Margot trug das Nachtmahl in die Laube seitwärts vom Hause, wo Valerie saß und André. Und gemeinhin, wenn's schön war und der Mond und die Sterne ihr Silberlicht mit dem scheidenden Goldhauch der Abendröthe mischten, gingen Alle noch ein Stündchen im Garten umher, das Ehepaar voraus, das Liebespaar hinterher, vertieft in ihre Herzenswelt, Arm in Arm

und zuweilen mit Jean und Margot ein lebhafteres Gespräch führend. Wenn's dann dunkel war, gingen sie hinein ins Haus, Valerie schied von André und betrat ihr Zimmer, um mit der alten, treuen Ursula zu plaudern, zu träumen, bis sie im weichem Bett dem Schlummer in die Arme sank. Da war's dann ganz still draußen und im Haus, Läden und Thüren waren geschlossen, der Hund begann seine Wanderung durch den Garten — Alles schlief.

Nur Einer pflegte wach zu sein: es war Basile, der Gärtnerbursch. Er lag noch lange im dichten Gebüsch auf der Erde, seine großen, glühenden Augen ruhten unverwandt auf die Laden, mit denen das Fenster von Valeriens Zimmer geschlossen war. Das lag, wie alle übrigen Wohnzimmer, zu ebener Erde; das hohe, nach dem Garten hinausgehende Fenster war an seinem unteren Theil mit einem starken gußeisernen Gitterwerk versehen, durch dessen Geflecht man, da der Laden nicht ganz bis herunter reichte, einen schmalen Einblick in das Gemach thun konnte, ohne daß Valerie, oder Ursula, oder jemand Anders darauf Acht gegeben, oder bei der Lage des Zimmers eine besonders vorsichtige Verbarrikadirung für nöthig erachtet hätte.

Basile lag im Gebüsch und lugte, bis er durch den schmalen Streifen unter dem Laden den Lichtschimmer bemerkte. Dann schlich er sich zum Fenster heran, preßte sein

heißes Gesicht gegen das Gitter in einer der kleinen Oeffnungen und starrte nun unverwandt, von sinnlicher Lust durchschauert, unter den Laden in das erleuchtete Zimmer, in dem Valerie sorglos sich entkleidete, den wundervollen Körper in die Nachtgewänder hüllte und dann ins Bett stieg. Die Nachtlampe brannte fort: Basile starrte immer hinein, verschlang das Bett und bohrte sein Auge darauf, um die Umrisse des darunter ruhenden Körpers zu erkennen. Bewegte sich Valerie, so zitterte der Bursch zusammen und oft graute der Tag schon, wenn er müd' und ermattet von seiner Aufregung sich in seine Kammer schlich, um ein paar Stunden Schlaf mit tollen Träumen zu suchen.

Es war ein Bursch von etwa achtzehn Jahren und von schmuckem Aeußern. Nur sein Blick hatte etwas Lauerndes, Freches und verrieth seinen Charakter. Von jeher hatte er sich störrisch und jähzornig gezeigt, aber da er tüchtig als Arbeiter und sehr geschickt war, hatte ihm Meister Jean Vieles nachgesehen. Er hatte bei ihm die Gärtnerei erlernt und kam daher auch mehr als jemand von den Uebrigen in die Familie, bald, daß er mit zu häuslichen Verrichtungen herangezogen war, bald daß er sonst dort etwas zu thun hatte. Man betrachtete ihn wie denjenigen, der die Stelle eines Hausinspektors versah und dem die mannigfachen, für die weiblichen Dienstleute beschwerlichen Verrichtungen zugewiesen wurden. Er pflegte

im Winter die Kamine zu heizen, bei der Reinigung des Hauses die Möbel wieder zurecht zu rücken, die Vorhänge von den Fenstern zu nehmen, wenn sie in die Wäsche sollten, sie wieder aufzuhängen, wenn sie gereinigt und geglättet waren.

Seit einiger Zeit freilich hatte er viel von der Gunst, die er im Hause genossen, eingebüßt, denn er war ein ganz anderer Mensch geworden, als er gewesen. Früher von Respekt gegen seinen Herrn und seine Herrin erfüllt, willig und heiter, war er seit mehreren Monaten trotzig, hochfahrend, frech und von höhnischer Bosheit geworden. Er arbeitete zwar noch immer gut und fleißig, aber wenn man ihn, wie bisher geschah, mit als Diener des Hauses behandelte, fuhr er wild auf und er hatte oftmals Meister Jean erklärt, „diese Zeiten seien vorüber und er möge ihn nicht mehr wie früher behandeln." Jean freilich ließ sich nicht davon imponiren; er hatte dem Burschen wegen seiner revolutionären Grundsätze mehrmals tüchtig den Kopf gewaschen und sich um seine Wuth und seinen trotzigen Blick wenig gekümmert. So war denn auch im Grunde noch dasselbe Verhältniß wie zuvor geblieben; nur daß Basile von Tag zu Tag störrischer und unheimlicher geworden.

Der Bursch war nämlich von der Aufregung der Zeit mit ergriffen und durch Seinesgleichen veranlaßt worden, die Sitzungen des Clubbs der Cordeliers und der Jacobi-

ner zu besuchen. Bei dem strengen Verbot des Meisters war es natürlich immer heimlich geschehen, und oftmals, daß er gewartet, bis Alle im Hause schliefen, um dann über den Zaun zu springen und in die Nachtsitzungen des Clubbs zu gehen. Da er allein auf dem Corridor des Häuschens schlief, in dessen Zimmern die Gehilfen wohnten, und überdies das Schließen und Oeffnen sämmtlicher Thüren des Gartens und der Gebäude sein Amt war, hatte er seine heimlichen Entfernungen leicht und ungestört ins Werk setzen können. Mit der gespanntesten Neugier anfangs, dann mit Leidenschaft und der angenommenen Haltung eines überzeugungsvollen Enragé, hatte er so den politischen Debatten im Jacobinerclubb beigewohnt und die gehabten Anregungen waren zu unreifen Ideen mit den Namen der damaligen gang und gäben Schlagwörter geworden. Trotz und Frechheit waren die Folgen davon, und gerade das Bewußtsein der Ohnmacht und Abhängigkeit von seinem Lehrherrn hatte diesen Charaktereigenschaften eine unheilvolle Ausbildung verschafft. Er war mit seinen Ideen von Freiheit und Gleichheit nicht mehr gewillt, seinen Herrn als über sich stehend anzuerkennen und überhaupt mit einer vollkommenen Verachtung und einem rohen Haß gegen Vornehmere und Höhergestellte erfüllt. Voll von den Tendenzen, die er sich im Clubb und im Umgang mit wüsten Gesellen erworben, verdroß es ihn nun, dieselben nur denken und nicht reali-

siren zu können, wegen des Arbeitslohnes und auch eines, ihm trotz alledem noch innewohnenden Gefühls von Respekt vor Jean, als guter Sansculotte nach wie vor noch der Gärtnerbursch zu bleiben. Er gehörte eben zu jener Masse von Verführten und leichtsinnigen Charakteren, die eine Sucht haben, sich als vollständig reif für das Empfangene zu gebärden und deren innerstes Wesen und besseres Selbst doch noch ihren Schwerpunkt bildet und sie unfähig macht, mehr als vage Ideen zu haben. Das Gift saß in ihm; wenn es genährt wurde, mußte es zuletzt wohl das Gemüth erfassen und zu verhängnißvollen Thaten drängen.

Basile hatte sich durch die Worte Jeans, gleich nach der Ankunft Valeriens und André Chéniers im Hause, nicht irre machen lassen; sein Mißtrauen, welches von Haus aus natürlich gewesen, war vielmehr gestiegen und hatte eine bedenkliche Spur eingeschlagen. Die unklare Anrede Chéniers an Jean, dessen nicht zu verhehlende Verlegenheit anfangs, die Art und Weise der Ankunft und dann das Verbleiben Valeriens im Hause, bildeten Umstände genug, diesem argwöhnischen, von den jacobinischen Tendenzen erfüllten Burschen als auffällig zu erscheinen. Zudem hatte er, so lange er nun schon im Hause war, noch niemals von irgend wem eine Andeutung fallen hören, daß seine Herrin eine Cousine im Gascogne habe und diese mit Herrn von Chénier verlobt sei. So dachte denn Basile gleich anfangs, daß die ganze Angelegenheit ein Ge-

heimniß verberge und die angebliche Cousine eine von den flüchtigen und verfolgten Aristokratinen sei.

Diese Ahnung fand nur zu viel Gelegenheit, zur Ueberzeugung zu werden. Nicht allein, daß die ganze Erscheinung Valeriens und auch das Benehmen Ursula's, auf welches die alte Frau nicht genug Acht gab, dem beobachtenden Argwohn Basile's als äußerliches Zeichen des aristokratischen Charakters Valeriens erschienen, auch die respektvolle Behandlung derselben von Seiten Jeans und selbst Margots waren ihm Beweise dafür. Er hatte überdies öfter Gelegenheit gehabt, im Zimmer der Fremden einige Augenblicke zu verweilen, um dies oder jenes Verlangte dort zu besorgen; einmal hatte er in einem dort liegenden Taschentuch ein Wappen eingestickt gesehen; ein ander Mal die unachtsame Ursula ihre Herrin mit einem schnell verschluckten „Frau Marquise" anreden hören. Das war genug für ihn, und von der Zeit an zeigte er, sobald von der „Cousine" die Rede kam, jenes höhnische Lächeln, welches verrieth, daß er wisse, was es mit ihr für eine Bewandtniß habe. Darauf hatte jedoch weder Jean noch Margot Acht gegeben, noch war es Ursula oder Jemand anders aufgefallen, am allerwenigsten Valerie, die überhaupt in der vollständigsten Ignorirung der „Leute" Jeans den Charakterzug einer echten Aristokratin bethätigte.

Auch gab Basile keine Veranlassung, bei irgend Einem im Hause den Verdacht zu erwecken, er glaube nicht

an die Cousine und die Umstände, welche sie in Jean's Haus gebracht. In dem Burschen war schnell eine wahnsinnige Leidenschaft aufgeschossen, die er kaum noch zu bemeistern wußte, und welche ihn so vollständig erfüllte, daß sie alle politischen Träume und jacobinischen Ideen verdrängte. Valerie hatte unbewußt dem jungen Mann die Sinne erregt und ein brennendes Verlangen in ihm aufgerufen. Schon vom ersten Tage an war er von der reizenden Erscheinung der Marquise erregt worden und erst nach vieler Mühe war es ihm gelungen, den folternden Gedanken los zu werden. Eines Nachts jedoch, als er eben wieder seinen heimlichen Weg nach dem Jacobinerclubb machen wollte, hatte er aus dem Fenstergitter unten das Licht aus der Fremden Zimmer fallen sehen und sich nicht enthalten können, durch die Spalte zu blicken. Er sah, wie Valerie sich eben von Ursula entkleiden ließ, und eine wilde Glut schoß in sein Blut, schwellte die Adern und nahm ihm fast den Athem. Er blieb, er blieb und starrte die ganze Nacht hindurch in das Heiligthum und vergaß den Jacobinerclubb und die Gesellen, die seiner dort warteten. Von dieser Nacht an ging wieder eine Veränderung mit Basile vor. Er ward zerstreut, versank oft in brütendes Nachdenken, sein Gesicht ward bleich von Nachtwachen und durch den inneren Kampf seines Bluts, seine Augen stachen unheimlich hervor aus dem entzündeten, roth umränderten Weiß. Denn er litt furchtbar, der

Bursch; in seiner Brust tobten Haß und Liebe, Verlangen und Furcht; er weidete sich an dieser Selbstqual und suchte sie auf wie einen beglückenden Genuß und nährte sie und pflegte sie, die Marter. Oft trat er wie zufällig Valerie in den Weg, wenn sie aus dem Hause trat und sich im Garten erging; unwillkürlich zog er dann seine Mütze und bebte zusammen und die Gluth schoß ihm ins Gesicht, bis Valerie vorüber war, kalt, und kaum ihn beachtend: dann folgte sein Blick lange der herrlichen Gestalt, das Feuer des Hasses und der verzehrenden Leidenschaft sandte er ihr nach, die nichts davon empfand und ahnte; er sah ihr nach, lange, lange, und schwelgte in dem Anblick ihrer Formen. In der Dämmerung, wenn sie mit André Arm in Arm spazieren ging, trat er oft in die Gebüsche am Wege, um das Gespräch Beider zu erlauschen, nur ein Wort der Liebe zu erhaschen, welches sie tauschten. Er hätte André in solchen Augenblicken erdrosseln können und Valerie an sich reißen, mit brennenden Küssen bedecken mögen; diese Arme, die seit ihrer Flucht im nervösesten Zustande war und von Zeit zu Zeit ihrer Leiden kaum Herrin werden konnte — er hätte sie vernichten mögen, wenn sie nur seiner Umarmung erläge. Nachts aber, wenn der Garten leer und Alle im Hause waren, dann schlich er sich ans Fenster der jungen Witwe und sah, wie sie sich der Kleider entledigte. Die wundervollen zarten Formen ihres Körpers boten sich unbedeckt dem Blick Basiles dar,

der sie verschlang, bis das Bett sie weich und leicht überdeckte. Dann sank er oft nieder, erschöpft und weinend vor Qual; aber es litt ihn nicht lange, das heiße Blut trieb ihn wieder empor und er lugte von Neuem durch die Spalte, und sah er auch nichts weiter, als das Bett Valeriens, ihren lieblichen Kopf auf dem Kissen, zuweilen umschlungen von ihrem schlanken, blendend weißen Arm. Es blitzte wohl manchmal der Gedanke durch sein fieberndes Hirn, das Fenster einzudrücken und den Laden zu sprengen, um die schlafende Valerie zu überfallen — die Unmöglichkeit, es ohne großen Lärm zu thun, die Ueberzeugung, daß seine Begierde auf solchem Wege nicht befriedigt werden könne, ernüchterte ihn aber bald, und so ging er hinüber nach seiner Schlafstätte mit der Brust voller entfesselten Leidenschaften, aber mit dem Triumph entschlummernd, die heiligsten Geheimnisse der „Aristokratin" belauscht zu haben.

Es war in den letzten Tagen des August. Die Sonne brannte hernieder, so daß den Tag über die Fensterläden des Wohnhauses geschlossen blieben, um die Kühle in den Zimmern zu erhalten. Jean war, wie gewöhnlich an dem Markttag, mit Obst nach der Stadt gefahren, und auch Ursula hatte ausnahmsweise sich fortgewagt, um für ihre Gebieterin einen Toilettengegenstand zu holen.

Basile hatte einen teuflischen Entschluß gefaßt; die Leidenschaft des Burschen hatte seine Ueberlegung zur

Sclavin gemacht; er lebte in einer Aufregung, welche die Sinne allein, nicht mehr den Verstand zum Lenker seiner Handlungen machte.

„Warum soll ich mich fürchten?“ hatte er gemurmelt. „Warum? Bin ich weniger als Sie? Hat sie ein Recht, mich zu verachten, weil sie Aristokratin ist, Marquise?“ Er hatte dabei wie irrsinnig gelacht und einen starken Trunk aus einer Litreflasche gethan, die er aus seinem Bett hervorgelangt; denn er war heut auffallend oft im Häuschen, wo er schlief. „'s zehrt mich auf, das Feuer,“ war er fortgefahren, „und ich will es ersticken, ich will, ich will!“ Dabei hatte er heftig mit der Faust gegen seinen Kopf geschlagen; seine Augen stierten aus einer von Wein hervorgebrachten Röthe; seine Wangen waren dabei bleich, sein Haar hing wild um die heißen Schläfen und die Brust hob sich mächtig und in schnellen Wiederholungen gegen die Blouse.

Er setzte sich auf sein Bett und trank von Neuem, denn der Bursch war feig geworden, seitdem er seinen Entschluß gefaßt und holte sich die nöthige Courage aus der Flasche.

„Als wenn ein freier Sansculotte nicht auch seinen Geschmack haben kann,“ murmelte er weiter. „Hm, ich will's ihr zeigen, der vornehmen Dame, und es muß endlich ein Ende nehmen. Heut ist ein guter Tag und Alles ausgeflogen; nur die Frau muß noch hinüber in die Küche,

dann ist sie ganz allein, ganz allein." Und er lachte wieder wild und verstört dabei. Eine Weile starrte er mit diesem wilden Zug des Lächelns um seine Lippen vor sich hin; dann zitterte er plötzlich zusammen, und fuhr auf: „Tausend Donner! Sie wird sich doch nicht wehren?"

Er war aufgestanden und sein Blick leuchtete. Aber schnell sank die Glut in die bisherige gläserne Starrheit zurück und er murmelte: „Die Taube wird sich kirren lassen; ob ich oder dieser stolze Aristokrat von Chénier, den der Teufel holen möge, sie fängt, bleibt sich's nicht gleich? Auch ist's nicht mehr wie sonst; die Aristokraten müssen sich vor'm Volk beugen und auch einmal mit uns eine Tour machen. Wenn ich ihr drohe, sie zu verrathen" — er lachte abermals — „da wird sie zittern, diese zarte Dame, an deren Anblick ich mich nun genug gelabt, und fügen wird sie sich und still sein und nichts sagen. Ja, das wird sie, und d'rum keine Schonung!"

Basile trank den Rest der Flasche hastig aus, dann trat er aus dem Hause, sah sich auf dem freien Gartenplatze um und sagte: „Sie arbeiten alle oben im Garten bis Mittag und der Herr kommt vor zwei Uhr nicht zurück. Die alte Hexe konnte nichts Gescheidteres thun, als gerade heut die Aristokratin allein zu lassen."

Er ging am Wohnhause entlang und versicherte sich, daß die Laden vor Valeriens Fenster geschlossen waren. Er bog um die Ecke und konnte dort in die Fenster der Küche

sehen — Margot war dort und er wußte, daß sie gewöhnlich lange Zeit dablieb, jedenfals nicht den Flügel des Hauses betrat, in dem Valerie sich befand. Hastig und getrieben von einer alle seine Sinne umfangenden Erregung trat er nun in die Hausflur. Er horchte. Nichts ließ sich hören. Dann öffnete er eine Stubenthür, die in eine Art Salon, die Putzstube Margot's, führte und hinter der unmittelbar die beiden Gemächer waren, welche Valerie mit ihrer Dienerin bewohnte.

Basile zögerte unwillkürlich, weiter zu gehen; es war seine bessere Natur und Furcht, die noch einmal mit seinem sinnlichen Paroxismus rangen. Der Kampf war kurz; Basile schritt leise zur Thür, öffnete sie, verschloß sie schnell von innen und stand nun bleich vor Aufregung, mit wie von Blut unterlaufenen Augen, den heißen Athem hastig aus der Brust stoßend, der Marquise gegenüber.

Bei dem plötzlichen und ungewohnten Oeffnen ihrer Thür war Valerie von ihrem Schreibtisch aufgesprungen; der Anblick Basile's, das Abschließen des Zimmers, seine ganze Erscheinung hatte sie mit Schreck erfüllt, und wie instinktartig hatte sie sich hinter den Tisch geflüchtet.

„Was wollt Ihr hier, Mensch?" rief sie aus und der Zorn blitzte aus ihren Augen. „Was hat das zu bedeuten?"

Basile lachte und schwankte auf den Tisch zu. „Zu bedeuten?" wiederholte er höhnisch. „Ich hab' Dich schon

so oft des Nachts gesehen, Liebste, und muß Dich dafür doch bei Tag einmal küssen."

Er griff über den Tisch fest nach Valeriens Arm. Mit der Kraft der Entrüstung, die ein beleidigtes Weib besitzt, stieß sie Basile zurück. „Unverschämter! Ihr seid betrunken!" schrie sie und stand noch immer da, zur Gegenwehr bereit.

Basile, schwer vom Weine, war in Folge des Stoßes, den Valerie gegen seine Brust geführt, zurückgetaumelt. Einen Augenblick lang stand er wie betäubt; dann aber drang er wüthend und seiner nicht mehr mächtig auf die Unglückliche ein. Wehren willst Du Dich, Du Aristokratin?" gurgelte er hervor. „Ich sage Dir, sei ganz still — es kann Dich Niemand hören und ich denuncire Dich, wenn Du nicht schweigst."

Valerie, unfähig dem rohen Burschen länger Widerstand zu leisten, stürzte sich auf das Fenster, riß die Laden auf, schlug mit der Hand die Scheibe ein und schrie laut und furchtbar hinaus: „Zu Hilfe! Hilfe!"

Mehr konnte sie nicht hervorbringen. Basile hatte sie erreicht und zurückgerissen, mit einer Hand die Laden wieder zugestoßen, mit der andern sein Opfer fest um den Leib geklammert. „Hilfe!" kreischte er. „Es hört Dich Keiner, sag' ich Dir, und nun hab' ich Dich."

Er schleifte sie auf der Erde nach dem Sopha. Aber Valerie packte jetzt in der Verzweiflung mit der Hand,

welche in Folge des Zertrümmerns der Scheibe blutete, das Bein Basile's und der Bursch verlor das Gleichgewicht. Ein wilder Fluch entfuhr seinen Lippen, denn er vermochte sich aus der krampfhaften Umklammerung Valeriens trotz aller Anstrengungen nicht loszumachen: sie hielt ihn mit übermenschlicher Kraft und schrie dabei unaufhörlich nach Hilfe. Basile ernüchterte sich in diesem Ringen, seine Begierde entfloh vor Angst und Schreck; er ward plötzlich wie von Schwindel ergriffen; seine Hände, welche die Unglückliche niedergedrückt gehalten, fielen schlaff an seinen Körper zurück.

„Ich thue Ihnen nichts," flüsterte er ängstlich, „lassen Sie mich gehen!"

Valerie achtete nicht darauf; sie umspannte jetzt mit beiden Händen den Fuß Basile's und wie im Schraubstock ward er darin festgehalten.

Basile wurde immer ängstlicher; die Reue bemächtigte sich des Burschen und fast bittend sagte er:

„Ich schwöre Ihnen, Mademoiselle, daß ich gehe — lassen Sie mich los, lassen Sie mich fort!"

Valerie antwortete ihm nicht.

„Um Gott, Mademoiselle," beschwor sie Basile von Neuem, „vergeben Sie mir, verzeihen Sie! Ich war verblendet, wahnsinnig, betrunken — o, ich bereue, was ich gethan! O verzeihen Sie mir und lassen Sie mich gehen,

ich flehe sie an darum; nie soll ein Wort über meine Lippen kommen!“

Basile quälte Todesangst, denn Valerie ließ ihn nicht los. Sie lag noch immer auf dem Boden, die Hände verzweifelt um des Burschen Bein geklammert, die Augen starr und grauenerregend darauf gerichtet. Sie war bleich wie Marmor, ihre Lippen waren zusammengepreßt, die Nüstern ihrer Nase waren weit geöffnet. Der Blick, den Basile auf dieses Antlitz warf, machte ihn erbeben, Thränen entstürzten seinen Augen und er versuchte sanft das unglückliche Weib von sich zurückzudrängen.

„Erbarmen!“ sagte er flehend, „Erbarmen! Fürchten Sie doch nichts mehr; erhören Sie mich! Ich schwöre Ihnen, daß ich nie davon sprechen werde und auch Sie werden stillschweigen, nicht wahr? O ich bin ja jung und ich war meiner nicht mehr Herr! Ich liebte Sie, Mademoiselle — ich liebte Sie — ach Verzeihung, ich weiß ja, daß ich schlecht gehandelt habe“ —

In diesem Augenblick wurden im Salon schnelle, schwere Schritte hörbar; Jemand versuchte hastig die Thür aufzustoßen.

Valerie zitterte zusammen. „Hilfe, Hilfe!“ schrie sie aus voller Brust und jammervoll, und ihre Finger spannten sich noch krampfhafter um Basile's Fuß.

Der Bursch war halbtodt; kalter Schweiß trat auf seine Stirn; seine Thränen versiegten. So wollen Sie

mein Unglück?" stieß er mühsam hervor, und Angst und Wuth, Reue und Grimm sprachen aus diesen Worten.

Ein Schlag krachte jetzt gegen die Thür, ein zweiter — das Schloß sprang auf und Jean, noch die Mütze auf dem Kopf, stürzte mit Margot ins Zimmer. Sie standen sprachlos vor Erstaunen bei dem Anblick, der sich ihnen darbot.

Endlich fragte Jean und trat mit zornfunkelnden Augen zu Basile, und packte ihn am Arm. „Was thust Du hier, Bursch? Was hast Du gethan."

Basile schwieg, aber er blickte trotzig und grimmig auf seinen Herrn.

Valerie regte sich endlich. Als Margot, vom Schrecken bleich, sie aufzurichten suchte, ließ sie den Fuß Basile's los und alle ihre Glieder schüttelten sich plötzlich schlaff zusammen. Lautlos, willig, wie gebrochen, ließ sie sich erheben und auf das Sopha geleiten. Hier strömten dann mit einem Male Thränenfluten aus ihren Augen und sie schluchzte furchtbar.

Jean ahnte den Zusammenhang der Dinge. Er war in Folge eines Straßentumults mit seinem Wagen nach Hause gekehrt, ohne den Markt erreicht zu haben, und so unerwartet nach Hause gekommen. Er fuhr gerade den breiten Fahrweg hinauf, als er den gellenden Hilferuf und das Klirren der Fensterscheibe vernahm. Verwundert und

erschreckt war er darauf zu Margot und mit ihr in den Salon geeilt.

Er hielt noch immer Basile fest am Arm und bohrte seinen Zornblick auf ihn.

„Was hast Du hier gethan?" wiederholte er mit mühsam bezähmter Wuth.

Der Bursch schwieg noch immer. Valerie aber richtete sich auf, ihr Auge funkelte vor Entrüstung und sie rief:

„Der Elende, er hat mich überfallen!"

Dann sank sie wieder kraftlos zurück und Margot bettete ihr Haupt in ihren Schooß und wickelte ihr Taschentuch um die heftig blutende, zerschnittene Hand.

Mit einem furchtbaren Stoß schleuderte Jean nach den Worten Valeriens den Burschen gegen die Thür: „Fort mit Dir, Schurke," schrie er, „fort auf der Stelle, von Haus und Hof! Sei froh, daß ich Dir nicht noch die Knochen zerschlage!"

Basile warf einen wüthenden Blick auf seinen Herrn, einen zweiten, teuflischen auf Valerie. Er hob seine Faust hoch auf und schüttelte sie und röchelte die Worte hervor:

„Das Stück hat noch nicht ausgespielt, Meister Jean!"

Und schnell war er hinaus; ein paar Minuten später mit einem Bündel auf dem Wege nach Paris.

Jean war zur Marquise hingesprungen, die unfähig

war, ein Wort hervorzubringen. Man fragte sie auch nicht, sondern legte sie nieder und verband ihre Wunden, wusch ihr Gesicht und ließ sie dann schlummern.

„O mein Gott," flüsterte Margot zu ihrem Manne, „was wird Herr von Chénier sagen?"

„Es muß sogleich eins hingehen," entgegnete Jean und dann sich in die Haare fahrend und die Mütze abstoßend, fuhr er fort: „Welch' ein Wahnsinn diesen Schurken erfaßt haben mag! Das Stück hat noch nicht ausgespielt — der Lump, ich will ihn traktiren! Aber die Dame muß fort von hier, so bald als möglich."

„Sie ist wie todt, Jean."

„Glaub's wohl, das arme Fräulein! Sie muß schrecklich mit ihm gerungen haben."

Valerie seufzte und wachte auf. Lange blickte sie sich im Zimmer um und dann schauerte sie zusammen. „Meine Freunde," hauchte sie — „Meister Jean, Sie retteten mich vor Schande, ach!" Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und weinte von Neuem.

Einige Fragen Margot's setzten sie und ihren Mann von Allem, was vorgefallen war, in Kenntniß. „Ich fürchte diesen Menschen," meinte dann Valerie, „ich ahne, er bringt mir noch mehr Unglück."

„Dafür lassen Sie mich sorgen, Madame," antwortete Jean, „den Burschen laß ich heut' noch auffangen — dumm genug, daß ich ihn fortgehen ließ. So weit ist's

noch nicht, daß solche Schufte nicht unschädlich gemacht werden können."

Kaum mehr als eine Stunde war vergangen, seitdem Basile das Haus verlassen. Margot und Jean wollten eben das Zimmer Valeriens verlassen, um die Leidende ein wenig sich selbst zu überlassen, als laute Männerstimmen vor dem Hause erschallten. Jean riß den Laden auf und taumelte dann bleich zurück:

„Polizeiagenten!" murmelte er.

„O mein Gott!" schrie Margot und warf sich an Valeriens Brust.

Die Marquise allein behielt Fassung.

Die Agenten waren in den Salon gedrungen und traten jetzt in die offene Thür. „Das ist sie, die Aristokratin!" schrie Jemand mitten unter ihnen und zeigte auf Valerie.

Es war Basile, der mit wildem Triumphblick sein verzerrtes Gesicht auf Valerie und Jean richtete.

Einer der Agenten schritt nun auf Valerie zu. „Ist's so, wie der Bürger sagt? Seid Ihr Aristokratin und lebt Ihr hier versteckt?"

„Und wenn's wäre?" rief jetzt Jean und trat zwischen den Agenten und die Angeredete. „Was ist da für Grund, mit Polizei zu kommen? Hat diese Dame etwas gegen den Staat verbrochen? Euch hat dieser Elende da hergeführt, um sich zu rächen. Ich hab' ihn vorhin fort-

gejagt, den Hund, weil er diese Dame überfallen hat, um sie zu schänden. Und Ihr wollt auf diesen da hören?"

„Ich sag' Euch, Bürger," schrie Besile herüber, „es ist ein guter Fang, den Ihr macht. s' muß was d'ran sein mit ihr!"

Der Agent wandte sich von Neuem an Valerie: „Redet, Bürgerin, Ihr seid als Aristokratin denuncirt und verdächtig. Wie heißt Ihr?"

„Ich bin die Marquise Valerie Duplessis" antwortete sie und warf ihren schönen Kopf stolz zurück.

„Seht einmal!" rief der Agent mit triumphirender Miene und wandte sich an seine Begleiter. „So find' ich einen Vogel, den ich schon vor Monaten fangen wollte. Es ist eine Verschwörerin, die mit der Oesterreicherin, die nun bald einen Kopf kürzer sein wird, in Verbindung gestanden hat, um Frankreich zu verrathen. Ah!" höhnte er, „das macht sich gut und wir haben nun bald eine Armee von Aristokraten zusammen. Bürgerin," wandte er sich dann zur Marquise, „ich verhafte Euch im Namen des Gesetzes."

Valerie blickte ruhig und mit tiefer Verachtung auf den Mann und seine Helfershelfer. Margot hielt sie umschlungen, als wolle sie die Freundin sich nicht entreißen lassen. Jean endlich bebte von Zorn und Grimm und stand noch immer zwischen dem Agenten und Valerie, bereit, Jeden, der Hand an sie lege, niederzuschlagen.

„Mein Gott, sehen Sie denn nicht, daß diese Dame krank ist?" rief Margot endlich.

„Wir sind galant," entgegnete der Agent höhnisch, „ein Wagen erwartet uns und im Gefängniß bei regelmäßiger Kost wird man bald gesund."

Er wollte nach dem Arm der Marquise greifen; aber Jean stieß ihn heftig zurück. „Berühre Sie Niemand!" drohte er und sein Ausdruck war so grimmig, daß keiner von den Agenten vorzudringen wagte.

„Bürger!" sagte endlich der Anführer der Polizeischaar. „Widersetzt Euch nicht der Obrigkeit, sonst müßt auch Ihr uns folgen. Seid froh, wenn Euch nichts geschieht, daß Ihr eine Aristokratin verborgen habt."

„Der Mann hat nichts davon gewußt," fiel Valerie hastig ein; „Ihr habt von ihm keine Rechenschaft deshalb zu fordern. Ich folge Euch ohne Widerstand; führt mich, wohin Ihr müßt."

Jean wollte etwas entgegnen —

„Lassen Sie mich," rief Valerie, ehe er zu Worte gekommen. Und ihm und Margot ihre Hände reichend, fuhr sie fort: „Grüßen Sie André! Er soll Muth haben und nichts Thörichtes beginnen. Das Gericht wird ja bald erkennen, daß ich ein Opfer der Bosheit bin. Lebt wohl, Freunde, und bleibt zurück! Denken Sie, Meister Collier, an Weib und Kind!"

Sie ließ sich schnell fortführen und warf keinen Blick zurück.

Ein paar Minuten sah ihr Jean mit einer Thräne im Auge und ergrimmtem Gesicht nach; dann sagte er:

„Da geht dieser Hund mitten drinnen und ich kann ihn nicht zu Boden schlagen! Stumm wie eine Memme muß ich es geschehen lassen, daß man diese Unglückliche fortführt! O welch' eine Zeit, was ist aus Frankreich geworden! — Ich gehe jetzt zu Herrn von Chénier, Weib; er muß seine Braut zu retten suchen."

Schnell verließ er das Haus und den Garten. Vor ihm auf der Straße rollte der Wagen, in dem Valerie zwischen den Polizeiagenten saß. .

Achtes Kapitel.

Doktor Maury.

André Chénier war außer sich über das, was er von Jean erfahren. In den bittersten Worten klagte er sein Geschick an; in wilden Verwünschungen erging sich sein Zorn und sein Grimm über die Zustände Frankreichs, welches mehr und mehr seit der Gefangnahme des Königs die leidenschaftliche Jacobinerpartei beherrschte. Sein stolzer, harter Mannessinn empörte sich über die Schmach, das

Ideal seines Herzens, in Allem ein Muster des Aristokratischen, von gemeinen Frevlerhänden entweiht zu wissen, und der Schmach entrissen, dann der Roheit zum Opfer gefallen zu sehen. Und dabei der brennende Schmerz, das leidenschaftliche Mitgefühl mit der Geliebten, die hinter dumpfen Mauern Tage der Qual und der Leiden verleben mußte, und daneben das Bewußtsein der Ohnmacht eines wilden Verlangens, das Kleinod seines Herzens der Gewalt und dem Kerker zu entreißen.

Denn wohin er sich auch gewandt, was er auch ersonnen und gebrütet, die Marquise zu befreien, überall und immer hatte es sich als eitel erwiesen. Sein Vater war Mitglied des früheren Ueberwachungsausschußes gewesen; André hatte gehofft, durch dessen Vermittlung seinen Zweck zu erreichen. Aber der alte Herr von Chénier war froh gewesen, daß er Gelegenheit gefunden, auf die Ehre seines Amtes zu verzichten, und hatte sich in die Einsamkeit der Umgegend von Paris zurückgezogen, in der geheimen Absicht, sich gänzlich vergessen zu lassen. Bei den Machthabern, bei Danton, dem Justizminister, bei Manuel und Robespierre, dem einflußreichsten Mitglied des diktatorisch herrschenden Gemeinderaths, war der alte Herr verdächtig und André gestand sich nach alledem selbst, daß die Verwendung seines Vaters eher schaden als nützen konnte. Nicht viel mehr Erfolg war von den Anstrengungen seiner Freunde zu hoffen, nun auch sein Bruder Marie-

Joseph getraute sich nur zu versprechen, den Aufenthalt der Marquise zu erkunden, Nachricht von ihrem Befinden zu verschaffen und einige Bequemlichkeiten und Erleichterungen ihrer Lage zu erwirken. Mehr war auch ihm beim besten Willen nicht möglich. Denn es saßen hunderte von den vornehmsten und einflußreichsten Personen in den Gefängnissen, ohne daß eine davon die Auszeichnung genießen konnte, durch Protektion befreit zu werden. Der Gemeinderath war in dieser Beziehung unbestechlich und auch des Volk wachte mit Leidenschaft darüber, daß kein Aristokrat seinem Gefängniß entzogen werde. Man hätte sicherlich um sein Leben gespielt, wenn man die innehabende Macht benutzt hätte, einen einzigen Kerker im Geheim zu öffnen.

Die Nachrichten, welche denn André durch die Vermittlung seines Bruders über Valerie erhielt, waren nicht geeignet, seine aufgeregten Gefühle nur in etwas zu beruhigen. Die Geliebte war in der Salpetrière und außerordentlich leidend, ohne jeden ärztlichen Beistand. Es war eine große Gunst und nur dem Einfluß Marie-Joseph Chéniers zu danken, daß man der Marquise eine besondere und freundlichere Zelle gegeben und gestattet hatte, ihr einen besonderen Arzt ins Gefängniß zu senden.

André warf sich im Augenblick auf den Gedanken, durch diesen Arzt einen Verkehr mit der Geliebten anzuknüpfen, durch ihn auf irgend eine Weise die Rettung Va-

leriens zu ermöglichen. Es handelte sich nur darum, einen Arzt zu finden, der einestheils den Gefängnißbeamten nicht verdächtig erschien, anderentheils aber auch gesonnen war, sich für die Gefangene mehr als oberflächlich zu interessiren. André glaubte den richtigen Mann zu kennen: es war der Doktor Maury, zu dem er sich begab.

Doktor Maury war einer der berühmtesten Aerzte von Paris, ein Mann von etwa fünfzig Jahren und sprichwörtlich gewordener Menschenfreundlichkeit. So viel man wußte war er aus Bordeaux und erst seit etwa fünfzehn Jahren in Paris. Unverheirathet, lebte er nur seiner Wissenschaft; sie war die Geliebte, die er mit Leidenschaft pflegte und außer welcher nur noch die Wohlthätigkeit und Humanität von ihm gekannt zu sein schien. Mindestens betraf Alles, was man von ihm erzählte, das Eine oder Andere davon. Tag ein Tag aus sah man ihn zu seinen Kranken gehen, und der stattliche Herr in stets sauberer Kleidung und mit einem gleichmäßig milden uud sinnenden Antlitz, war gewissermaßen eine typische Figur geworden. Bereitwilliger war dabei nie ein Arzt gewesen, wer immer und wann immer man ihn um seine Hilfe angesprochen, er gab sie und gern, mit dem Herzen. Kein Wunder, daß er überall der populärste Arzt war und eine von den wenigen Personen dazumal, die nicht ins politische Parteigetriebe gezogen wurde, deren Ruf genügte, sie über den Leidenschaften der Zeit zu halten.

André Chénier hat dem Arzte sein Anliegen mitgetheilt. Er hatte ihn gebeten, täglich in die Salpetrière zu Valerie zu gehen und aus Mitleid mit seinem Schmerz und ihren Leiden, ihr die Briefe heimlich zukommen zu lassen, die er ihm mitgeben wolle. „Denn, Herr Doktor," fuhr er fort, „ich bin nicht gesonnen, Ihnen ein Geheimniß daraus zu machen, daß ich diese Dame retten will. Sie ist mir Alles und ich nichts ohne sie. Wer mag es sich nicht erklären, daß der Schmerz in solchen Lagen über den Mitteln brütet, das Theuerste des Herzens zu retten? Werden Sie mich verstehen, Herr Doktor? Kann ich auf Sie zählen?"

Maury sah den aufgeregten Mann mit Theilnahme an und sagte dann sanft und lächelnd:

„Der Wille fehlt mir nicht. Aber, mein lieber Herr von Chénier, es ist nicht so einfach, wie Sie denken, einem Gefangenen Briefe zuzustecken. Man wird mich beobachten — "

„Sie? Man wird nicht daran denken?"

„Meinen Sie? Ach, in dieser Zeit denken sie an Alles, die Herren oben?"

„So werden Sie den Versuch doch unternehmen können! Setzen wir, im Fall es so sein sollte, wie Sie annehmen, das Wort an die Stelle der Briefe."

Der Arzt lächelte.

„Und die Worte der Liebe in meinem Munde — ich

verstehe Sie, ich verstehe Sie," setzte Maury ernster hinzu, als er bei Herrn von Chénier eine Bewegung der Ungeduld erblickte. „Sie wollen mir Ihren Plan mittheilen. Welchen Plan haben Sie?"

„Ich weiß es selbst nicht," entgegnete André niedergeschlagen.

Der Arzt ging wie sinnend, mit auf den Rücken gelegten Händen mehrere Male im Zimmer auf und ab. Endlich fragte er:

„Sie haben mir noch nicht den Namen der Gefangenen genannt. Ist das ein Geheimniß?"

„Keineswegs, Herr Doktor," entgegnete André, indem er von seinem Sitz emporschaute. „Die Dame ist die Marquise Duplessis."

„Duplessis?" wiederholte Maury. „Ich habe nicht die Ehre, diese Familie näher zu kennen, das ist Schade." Und der Arzt schüttelte mit dem Kopf, als schien er in der Verfolgung einer Idee gestört zu sein.

„Und keine nächsten Verwandten?" fuhr er nach einer Pause fort.

„Ich glaube nicht," antwortete Chénier. „Sie ist die Witwe des Herrn Duplessis, der nur noch Seitenverwandte gehabt hat, die ihm fast fremd waren, so viel ich weiß. Auch die Gräfin Laplatière scheint ohne Geschwister gewesen zu sein, mindestens —"

„Die Gräfin Laplatière?" unterbrach ihn Maury,

der schon bei Nennung dieses Namens gestutzt hatte und nun in höchstem Ernst sein leuchtendes Auge auf André geheftet hielt. „Die Gräfin Laplatière. Verzeihen Sie, mein Herr, in welcher Verbindung steht die Gräfin Laplatière zu der Marquise Duplessis?"

„In einer sehr natürlichen," entgegnete André unbefangen. „Die Marquise ist die Tochter jener Gräfin."

Diese Worte machten einen außerordentlichen Eindruck auf den Arzt. Ueberraschung, Schreck, Furcht und Trauer drückten sich in seinen Mienen aus und veränderten wie durch Zauberschlag das sonst ruhige, freundliche Antlitz. Eine heftige Erregung zeigte sich in dem ganzen Wesen des sonst in so vollkommener Harmonie sich bewegenden Mannes; er fuhr mit der Hand über seine Stirn und mit der anderen hielt er unwillkürlich das vom schweren, schnellen Schlag des Blutes geängstigte Herz.

André war aufgesprungen, als er diese plötzliche und mächtige Verwandlung im Gesichte des Arztes bemerkte.

„Was ist Ihnen, mein Gott?" rief er bestürzt aus. „Was fehlt Ihnen, Doktor Maury?"

„Die Marquise ist die Tochter der Gräfin Laplatière?" fragte Maury in höchster Aufregung und als könne er noch immer diesen Gedanken nicht fassen. „Und ihr Name, mein Herr, der Taufname der Marquise?"

„Valerie," entgegnete André mit gesteigerter Verwunderung.

„Valerie!" schrie der Arzt wie außer sich. „Und die Gräfin Laplatière ist aus dem Gascogne?"

„So ist es; ich kannte sie persönlich, als ich Kind war; seit etwa zwei Jahren —" André zögerte weiter zu sprechen, denn Maury's Augen hingen mit einem abschreckenden Ausdruck an seinen Lippen.

„Seit etwa zwei Jahren?" stieß der Arzt gepreßt hervor. „Reden Sie, um Gott, reden Sie!"

„Ist die Gräfin todt," endigte André und beobachtete gespannt den Doktor.

Kaum war dies Wort gefallen, als Maury's Antlitz den großen Schmerz widerspiegelte, der seine Seele zerreißen mußte. „Todt!" murmelte er wie mechanisch; dann stieg eine Thräne in sein Auge und zerfloß darin, ohne herabzurieseln. Er schwankte nach einem Fauteuil und setzte sich dort nieder. „Und Valerie im Kerker!" murmelte er. Dann deckte er sein Gesicht mit beiden Händen und eine lange Zeit saß er so da, ohne sich zu regen.

André empfand eine mächtige Theilnahme für den Mann, dessen Gebrochensein eine um so schmerzlichere Veranlassung haben mußte, als er nie anders, denn in heiterer Ruhe, als ein Bild männlichen, ruhigen, zufriedenen Seelenlebens erschienen war. Die beiden Namen und das Geschick ihrer Träger mußten langvernarbte Errinerun-

gen in diesem Herzen wieder aufgerissen haben; ein Geheimniß war hier vorhanden, zu dem Chénier mit all' seiner Phantasie und Combinationsgabe keine Spur auffand. Eine gewisse Unheimlichkeit und Aengstlichkeit vermochte er nicht zu unterdrücken. Werde ich den Zusammenhang erfahren, dachte er, um mir diese merkwürdige Aufregung dieses Mannes zu erklären? Wird die Rettung Valeriens dadurch befördert oder erschwert werden?

Noch immer saß der Arzt in seinem starren Schmerz versunken. Endlich trat Chénier zu ihm hin und sagte:

„Ich bin in der peinlichsten Verlegenheit, Herr Doktor. Es scheint, als wenn ich unbewußt eine traurige Erinnerung in Ihnen aufgerufen habe. Ohne zu wagen, in diesen heiligen Kreis Ihrer Empfindungen einzutreten — sagen Sie mir ein Wort: Kann ich noch auf Sie zählen? Hat die Marquise Valerie in Ihnen einen Freund oder nicht?"

Der Arzt hatte sich gefaßt. „Ob Sie auf mich zählen können? Ob ich ein Freund der Marquise Valerie sein will? O mein Herr, jetzt schwöre ich Ihnen, daß ich mein Herzblut opfern werde, um sie zu retten!"

André sah ihn fragend an. Der Doktor ergriff seine Hand, blickte mit seinen schönen, vom Schmerz umflorten Augen zu ihm auf und sagte dann ruhig: „Rücken Sie einen Sessel heran, Herr von Chénier, und setzen Sie sich zu mir. Ich werde Ihnen ein groß' Stück meines Le-

bens erzählen, und ich weiß, daß Sie ein Mann sind, der es würdigen wird, daß ich zum ersten Mal vor Jemandem meine Herzenswelt öffnen muß. Denn ich muß es, wie die Umstände sind, und die Nothwendigkeit zwingt mich zur vollständigen Offenherzigkeit.

Eine neue Pause trat ein. André hatte sich dicht neben den Arzt gesetzt und wartete gespannt auf die Erzählung. Endlich begann Doktor Maury:

„Im Jahre 1770 war ich ein junger Mann von sechsundzwanzig Jahren und seit zwei Jahren schon Arzt in Bordeaux. Vom Hause aus hatte ich etwas Vermögen, und da das Glück mir wohl wollte, führte ich bald eine angenehme Existenz. Es kam vielleicht hinzu, daß meine persönlichen Eigenschaften mich beliebt machten; genug, ich wurde schnell einer der gesuchtesten Aerzte und in vielen der besten Familien heimisch.

Ich machte eine Reise durch das südliche Frankreich und nahm meinen Rückweg durch Languedoc. Ein trüber Himmel war's, als ich Carcassone mit meinem leichten Wagen verließ, um durch die herrliche Landschaft zu fahren, welche sich von dieser Stadt bis nach den Haide- und Moorstrecken, welche an der westlichen Grenze der Provinz in romantischer Abwechslung hinzieht. Ich pflegte immer allein zu reisen, selbst ohne Diener, um durch Nichts in der vollständigsten Freiheit meiner Bewegung gehindert zu sein, denn ich liebe es nicht, ein Vergnügen, wie ein

Pensum abzuthun, sondern dehne es gern aus, oder kürze es ab, oder verändere es, je nachdem es mir behagt.

So fuhr ich langsam auf der Straße fort, ganz versunken in dem Genuß der Landschaft, welche durch den trüben Himmel und eine dicke, gedrückte Atmosphäre den sie erhöhenden Reiz einer sanften Melancholie aufwies. Plötzlich sah ich einen Diener in Livrée mir entgegensprengen; sein Pferd trieft von Schweiß, und als er es kurz vor meinem Wagen mit einem Ruck anhält, bricht es plötzlich zusammen. Ein wilder Fluch entfährt dem Diener, der mühsam sein Bein unter dem Leibe des Pferdes hervorzieht und sich befühlte, ob er ein paar Knochen gebrochen habe. Ich war sofort herausgesprungen und hatte ihm hilfreiche Hand geleistet.

„Reite ich das Pferd zu Tode," sagte er zu mir, indem er etwas bestürzt auf das keuchende Roß blickte, „und erreiche nicht einmal den Arzt mehr!"

„Den Arzt?" fragte ich. Und da ich seit Carcassonne außer Fußgängern und etlichen Bauernwagen Niemandem begegnet war, meinte ich, daß der Gesuchte jedenfalls diesen Weg nicht eingeschlagen haben könne. Ich erklärte ihm zugleich, daß ich ebenfalls Arzt sei und gern im Nothfall, den ich annehmen mußte, die Stelle des nicht aufzufindenden Doktors versehen wolle.

„Dem Himmel sei Dank!" rief der Diener. „Unser Herr liegt im Sterben!"

Kaum vernahm ich dieses Wort, als ich schnell in meinen Wagen sprang und dem Diener neben mir Platz zu nehmen befahl. In scharfem Trab verfolgte ich nun den Weg, nachdem der Diener mir gesagt, daß es immer gerade aus, nach dem Schlosse von Audrun, ginge. Unterwegs erfuhr ich die näheren Umstände. Der Besitzer des Schlosses von Audrun, der Graf Horace von St. Montreuil, ein alter ehrwürdiger Herr, war seit mehreren Tagen schwer krank gewesen und man hatte den Arzt aus Carcassonne geholt, der zwei Nächte lang im Schlosse gewohnt und den Kranken behandelt. Der Graf besserte sich, und mit Widerwillen gegen alle Aerzte erfüllt, hatte er nach der anscheinenden Rückkehr seiner Gesundheit nichts Eiligeres zu thun, als den Doktor wieder zu entlassen. Kaum war derselbe aber eine Stunde fort, als ihn der Schlag rührte und der Diener von der bestürzten Nichte den Befehl erhielt, dem Arzte nachzueilen, und ihn zurück zu bringen. Jedenfalls mußte dieser einen anderen Weg eingeschlagen haben, daß ihn der Abgesandte nicht mehr erreichte.

Nach anderthalb Stunden sehr schneller Fahrt waren wir am Schlosse. Eine allgemeine Verwirrung herrschte daselbst und als man hörte, ich sei Arzt, schob man mich ohne weitere Frage in das Zimmer, in dem der Graf auf dem Boden lag, über ihn gebeugt eine herrliche Mädchengestalt. Ich untersuchte sofort den Puls des Greises und

schlug ihm die Ader; es war die höchste Zeit gewesen, das Leben kehrte noch einmal langsam in ihm zurück.

Mehrere Tage mußte ich im Schloß verweilen; man wollte mich nicht fortlassen und den früheren Arzt nicht wieder haben. Außer dem Grafen war nur noch seine Nichte im Schlosse, und dieses schöne, glutvolle Mädchen hatte noch am ersten Tage mein Herz gefangen. Ich fürchtete um ihretwillen den Tag der Abreise und war deßhalb, ich kann sagen, froh, daß der Zustand des Grafen meine Anwesenheit noch immer dringend erheischte. Auch Lucile liebte mich und zwar mit Leidenschaft, daß sie bald zur Verrätherin ihrer Gefühle wurde und einen Bund zwischen uns herbeiführte, den sie und ich im übervollen Jugendfeuer für die Ewigkeit zu halten gelobten. Es war etwas seltsam Contrastirendes, in diesem alten, düsteren Schloß eines schwer kranken, mit dem Tode ringenden Greises, diese leidenschaftliche Liebe zwischen uns sich immer mehr entflammen und in Sehnsucht verzehren zu sehen.

Ein Monat war so vergangen, als der Graf von St. Montreuil an einem wiederholten Schlaganfall starb. Nun kehrte auch in mir der ruhigere Verstand zurück und ich fragte mich was aus mir werden solle, was aus der Liebe zu Lucile. Sie war die Tochter des Grafen Laplatière, ihre Mutter war die Schwester des Grafen gewesen und bereits todt. Konnte es möglich sein, zu halten, was wir uns geschworen hatten und konnte ich Lucile ver-

lassen, nachdem sie mir ihre Ehre, das Theuerste was sie besaß, im stürmischen Feuer anvertraut hatte? Lucile entschied. Sie wollte sich nicht mehr von mir trennen und erklärte, ohne mich nicht leben zu können. Und auch ich war so übermannt von meiner Leidenschaft, daß freiwillig auf sie zu verzichten ich nicht um den Preis des Lebens gethan hätte.

Wir verließen daher nach der feierlichen Beisetzung der Leiche des Grafen in der Gruft von Audrun das Schloß, um mitsammen nach Bordeaux zu fliehen. Lucile war ein Mädchen von fünfundzwanzig Jahren und selbstständig; dies und ihre Versicherung, daß ihr Vater niemals seine Einwilligung zu unserer Ehe geben würde, bestimmte uns, dieselbe ohne Vorwissen des Grafen zu schließen und ihm dann mit der Bitte um Verzeihung dieses Ereigniß mitzutheilen. Die Antwort war niederschmetternd. Der alte Graf, ein rauher Seemann und verdüstert durch seine Leiden, die ihn ans Bett fesselten, stolz bis zum Uebertriebenen und unfähig, durch Bitten oder Gefühle von seinen starren Grundsätzen etwas aufzugeben, enterbte seine Tochter und verbot ihr, seinen Namen zu tragen, sich je zu erinnern, daß sie sein Kind sei.

Lucile hatte Alles vorausgesehen und mir hundertmal dabei unter stürmischen Liebesbezeigungen erklärt, sie gebe dies Alles hin um das Glück, mein Weib zu sein. Und dennoch schien es mir, als sei sie nach dem Briefe

ihres Vaters zerstreuter und niedergedrückter geworden. Ich achtete diese Empfindung und schrieb sie dem natürlichen Kampf der Pflicht mit der Liebe zu. Auch ward nach ein paar Wochen der Himmel unseres Glücks wieder so rein, als zuvor, und als nun gar noch Lucile Mutter einer Tochter wurde, ein Pfand unserer Liebe da war, da schien an dem Bestand unseres Glückes nicht mehr zu zweifeln zu sein. Wir lebten still und traulich in meinem Hause an dem Ufer der Gironde; ich versah meine ärztliche Praxis nach wie vor, und das Geheimniß meiner Ehe wurde so sorgfältig bewahrt, daß die mir befreundetsten Familien nicht ahnten, Lucile sei die Tochter des Grafen von Laplatière und meine Frau wider den Willen ihres Vaters. Ich hatte alle Fragen nach ihrer Herkunft klug zu befriedigen gewußt."

Doktor Maury schwieg einen Augenblick. André war auf's Höchste gespannt.

„Sie werden es schon errathen, Herr von Chénier," fuhr der Doktor fort, „daß dies Kind die jetzige Marquise Duplessis ist. Hören Sie nun weiter das Ende dieser Geschichte.

Drei Jahre waren so vergangen und friedlich und innig war unser Leben gewesen. Lucile war das beste Weib und liebte mich noch immer leidenschaftlich; Valerie, je älter und klüger das Kind wurde, bildete die Krone unseres Glücks. Der Graf Laplatière hatte nichts mehr

von sich hören lassen und lebte, das wußten wir, noch immer krank und unzugänglicher denn je auf seinem Schlosse in der Gascogne.

Eines Tages brachte ein Bote meiner Frau einen Brief. Ich pflegte sie nie um etwas zu fragen, wenn es dergleichen anging, und sie theilte mir Alles, was sie empfand und dachte, selber mit. Diesmal nicht. Sie erwähnte gegen mich nichts von dem Inhalt des Briefes, der gleichwohl, meiner Ahnung nach, wichtig gewesen sein mußte. Ich schwieg und fragte nicht, aber ein Mißtrauen erwachte seit dem Augenblick in meiner Brust, das bei der Nahrung, die es fand, nicht wieder einschlummerte. Denn Lucile wurde von jenem Tag an unruhig und nachsinnend, zuweilen bemerkte ich in ihrem Auge einen Ausdruck von Scheu, daß ich unwillkürlich mich verletzt fühlte. Mehr und mehr veränderte sich die Frau; sie ward einsilbig und gereizt, oft fuhr sie herrisch auf, dann ließ sie sich wieder einen ganzen Tag nicht sehen und wies mich kalt zurück, wenn ich ihr Zimmer betrat und mit einer mir fast unerträglich werdenden Selbstbeherrschung ruhig und im alten Ton der Innigkeit sie zu trösten suchte, nach ihrem Kummer fragte.

Ein Jahr verging so, als abermals ein Brief von demselben Boten meiner Frau übergeben wurde. Auch von dem Inhalt dieses Schreibens setzte mich Lucile nicht in Kenntniß; dagegen ward sie jetzt von Tag zu Tag käl-

ter gegen mich. Nur gegen ihre Tochter war sie gleich zärtlich; aber ich bemerkte, daß sie das damals vierjährige Kind mir zu entfremden begann, daß sie es immer in ihrem Zimmer hielt und fast nur mit Widerstreben es mir auf Augenblicke zu einem Kuß oder einer Liebkosung überließ. Als ich einmal Valerie allein fand und sie auf meinen Arm nahm, sträubte sich das Kind. Das Blut schoß mir vor Zorn ins Gesicht.

„Warum machst Du so, Valerie?" fragte ich sie, mühsam mich fassend.

„Mama hat gesagt," antwortete das Kind, „Sie paßten nicht für mich zum Vater."

Als hätte mich ein Donnerschlag getroffen, so stand ich da. Ich ließ das Kind von meinen Armen gleiten und als es darauf mitleidig mich anblickte, mit Furcht untermischt, brach ich in Thränen aus. Ich ahnte, welch ein Wurm im Herzen meiner Frau nagte — was ich mir seit lange schon nicht zu gestehen gewagt, es war wirklich so, daß Lucile bereute und sich als die Gattin eines bürgerlichen Mannes unglücklich fühlte. Der Traum war aus, die Leidenschaft verrauscht.

Ich ging Abends hinüber in das Zimmer meiner Frau. Meine Mienen mochten ihr sagen, welch' ein Kampf in mir tobte. Sie sah mich stolz und kalt an — nie, daß ich sie so gesehen.

„Lucile," sagte ich zu ihr, „es ist endlich Zeit,

uns zu erklären. Unser Verhältniß kann so nicht fort dauern."

„Sie finden? entgegnete sie schneidend. Ich zuckte zusammen; noch hatte Lucile nie mich mit „Sie" angeredet.

„Sage mir offen," nahm ich wieder und ruhig das Wort; „sage mir offen, was Dir fehlt. Ich bin kein Mann, der darauf ausging, Dich unglücklich zu machen, entsinne Dich dessen."

„Mein Herr," antwortete sie und stand auf. „Ich weiß zu würdigen, was Sie sagen. Es war eine Leidenschaft, die mich Ihnen in die Arme warf, die jetzt erkaltet ist; ich bin unschuldig daran. Was ich im Leichtsinn übersah, das ist die Schranke der Geburt, die uns trennt — ich dachte nicht daran, daß die Liebe nur zu bald der Vernunft wieder unterthänig wird und das bittere Erwachen dem phantastischen Traume folgt. Ich habe einen langen schweren Kampf durchgemacht; er ist zu Ende. Ich bin es meinem Stande schuldig, mein Herr, mich von Ihnen zu trennen, besonders da mein Herz nicht mehr für Sie spricht."

Es war eine schreckliche Verwirrung, die nach diesen Worten in meiner Brust ausbrach, Zorn, Verachtung, empörter Stolz und Mitleid rangen mit einander.

„Sie scheinen," entgegnete ich endlich, „einen festen Entschluß gefaßt zu haben. Sie haben nicht allein die Erkenntniß erhalten, daß Sie mich betrogen, daß Sie ei-

nen grenzenlosen Leichtsinn trieben; Sie wissen auch, daß Ihre Motive arbärmlich sind und das Heiligste entweihen. „Was sind das für Briefe, die Sie erhalten haben?" fuhr ich streng auf.

„Sie enthalten den Schlüssel zum Räthsel," sagte sie und langte die zwei Briefe aus ihrem Schreibtisch hervor und gab sie mir. Ich las sie hastig durch. Im ersten befahl ihr der Graf von Laplatière, mich zu verlassen und zu ihm zurück zu kommen; dann wolle er ihr Alles vergeben. Im zweiten theilte er ihr mit, daß er das Ende seines Lebens fühle und hoffe, daß sie dem Befehle ihres Vaters Folge leisten werde. Der Stolz des Aristokraten drückte sich in beiden Schreiben aus und Lucile war ja doch die Tochter dieses Mannes! Am Schluß des letzten Briefes sagte der Graf noch, daß, in dem Fall ich mich der Abreise und ewigen Trennung widersetzen würde, er für mich eine lettre de cachet habe, die mich sofort und für immer in einen Kerker setzen könne.

Ich wußte genug und konnte mich nicht enthalten, einen verächtlichen Blick auf die Frau zu werfen, die mit einer so grenzenlosen Rücksichtslosigkeit erst Alles für eine leichtsinnige Liebe, dann Alles für ein Vorurtheil opfern konnte. Ich gab ihr die Briefe zurück und sagte:

„Sie sind frei, Madame, gehen Sie, wohin und wann Sie wollen. Mit meinem Wissen werde ich Ihnen nie wieder im Leben begegnen und Sie sollen todt sein für

mich, fürchten Sie Nichts. Die lettre de cachet bleibt Ihnen auch noch," setzte ich schneidend hinzu.

Ich sah sie erzittern und erröthen. „Und meine Tochter," ergängte sie endlich und sichtlich mit mühsam bewahrter Fassung.

„Ihre Tochter?" entgegnete ich schmerzlich. Auch die wollen Sie nehmen? O, Sie haben ja schon Ihr Herz dem Vater entfremdet — nehmen Sie auch Valerie mit sich. Ich will aus diesem Traum nichts behalten, als eine qualvolle Erinnerung. Auch soll Niemand in Bordeaux erfahren, was sich zwischen uns zugetragen, verlassen Sie sich darauf. Leben Sie denn wohl, Madame, und seien Sie glücklicher als bei mir — Sie haben mir Alles genommen und Alles vergiftet.

Es schien mir, als wolle sie mir die Hand geben. Unwillkürlich drehte ich mich noch kurz vor der Thür um: Lucile sah mich tiefernst an, wie Jemand, der seine Gefühle mit Gewalt unterdrückt und der lang vorher berechneten Katastrophe eine starre, eigenvolle Entschlossenheit entgegensetzt; aber ihr Auge blieb kalt und fest, ihre Lippen bewegten sich nicht, und ich ging still und gebrochen hinaus, unfähig diese Umwandlung dieses Charakters zu begreifen.

Das ist der Schluß dieser Geschichte, denn ich sah Lucile nicht wieder und ebensowenig meine Tochter Valerie. Schon am andern Morgen reisten Beide ab nach der

Gascogne auf das Schloß des Grafen von Laplatière, Lucile ward wieder die Gräfin und ich wüßte nicht, daß sie sich je als die getrennte Gattin des Doktor Maury irgendwo bezeichnet hätte. Ein Zufall ließ mich ein Jahr später erfahren, daß der Graf von Laplatière gestorben und Lucile Erbin seines Vermögens geworden sei.

Was mich betrifft, so verließ auch ich ein paar Tage später Bordeaux. Meinen Freunden sagte ich, daß meine Frau in ein deutsches Bad gereist sei und ich nach einer längeren Reise mich mit ihr wahrscheinlich anderswo niederlassen werde. Ich besuchte England, Schweden und Deutschland und kam dann nach Paris, wo ich seitdem blieb. Oft kam mir die Versuchung nahe, mich nach meinem Kinde zu erkundigen; doch ich hatte mir fest vorgenommen gehabt, niemals dergleichen zu thun und ich bezwang mein Gefühl. Lange Jahre dauerte es, ehe die Wunde zu verharschen begann; oft genug, daß ein früherer Bekannter mich nach Lucile fragte und mich zwang, ihn zu belügen und zu verstehen zu geben, es walte ein Geheimniß darüber. Erst seit zehn Jahren etwa bin ich ruhiger geworden und mein Gemüth hat eine gewisse Harmonie zurückerhalten. Auch kam in dieser Zeit nichts vor, mich an das Unglück meines Lebens zu erinnern. Ich gewöhnte mich daran, die Vergangenheit wie einen Traum zu betrachten, und wenn ich das Bild meines Kindes betrachtete, fühlte ich kaum noch Schmerz."

Maury zog bei diesen Worten ein Medaillon unter seinem Gilet hervor, öffnete es und zeigte es André:

„Das war Valerie, als sie eben vier Jahre alt geworden," sagte er. „Erkennen Sie einen Zug davon in der Marquise Duplessis wieder.

André betrachtete das Bild, welches einen reizenden blondlockigen Kinderkopf vorstellte. Die schönen dunklen Augen des Mädchens, ein feiner Zug um den Mund und besonders ein kleiner brauner Fleck am Kinn waren unverkennbare Merkmale Valeriens geblieben.

„Sie ist es, sie ist es," rief André aus und erhob sich vor Erregung. „O mein theurer Herr Doktor, wie seltsam spielt oft der Himmel mit den Menschen! Sie finden Ihre Tochter wieder, um sie vor der Grausamkeit der Freiheitstyrannen zu retten!"

„Ich werde es, ich werde es," antwortete der Arzt, stand ebenfalls auf und verbarg das Medaillon wieder unter dem Gilet. „Das natürliche Recht, welches ich auf dieses Weib besitze, will ich mir noch einmal erwerben. Lucile ist todt, jetzt bin ich wieder Vater meines Kindes!"

„Und was werden Sie thun, Herr Doktor?" fragte André, dessen Ungeduld nun in stärkerer Weise wieder hervorbrach. „Es ist keine Zeit zu verlieren; schon drängt der abgehetzte Pöbel seine Machthaber, mit den Gefangenen kurzen Prozeß zu machen und die überfüllten Kerker für die immer neu herbeigeschleppten Opfer zu leeren.

Ich fürchte diese Justiz mehr, als den Kerker, Doktor Maury."

Der Arzt ging sinnend auf und ab.

„Sie ist in der Salpetrière?" fragte er endlich.

„In einer Zelle zu ebener Erde," antwortete Chénier.

„Wissen Sie nicht, wer der Gefängnißarzt ist?"

„Es gibt keinen, seitdem man den Doktor Rollé selber verhaftet hat. Man läßt, so viel ich gehört habe, in dringenden Fällen einen beliebigen Arzt holen."

„Gut, Herr von Chénier, lassen Sie mich zuerst meine unglückliche Tochter sehen — versteht sich, daß ich mich noch nicht ihr entdecke, denn ich bin ja seit lange schon todt für sie!" Er zeigte dabei ein wehmuthvolles Lächeln. „Kommen Sie morgen, Herr von Chénier," fuhr er dann fort, „morgen um dieselbe Stunde, dann werde ich meinen Plan gefaßt haben."

Neuntes Kapitel.

Die Septembermorde.

Die Revolution hatte einen furchtbaren Schritt vorwärts gemacht.

Oesterreicher und Preußen drängten fast überall die schnell zusammengerafften, undisciplinirten und vielfach

demoralisirten Heere des republikanischen Frankreichs zurück; schon rückten die Preußen über die Grenzen; die Festung Longory hatte in schmachvoller Weise capitulirt, Verdun war bereits bedroht.

Schrecken und Zorn bemächtigte sich angesichts dieser Gefahren der Machthaber in Paris. Ein wilder Patriotismus flammte in fast allen Kreisen auf; die letzten Rücksichten wurden durch die Angst vor der entehrenden Besiegung und deren Folgen aufgegeben. Nur Ein Gedanke lebte in den Gemüthern der momentanen Chefs: um jeden Preis den Feind im weiteren Vorrücken aufzuhalten, ihm die geheime Hilfe der Aristrokraten, welche die Eroberung Frankreichs durch die Preußen als ein trauriges Mittel zu ihrem Zweck ansahen, abzuschneiden.

Vergniaud, ein Haupt der Girondisten, bestimmte die National-Versammlung, Jedem, der in einer belagerten Stadt von Uebergabe sprechen würde, den Tod zur Strafe zu setzen. Danton, der allmächtige leidenschaftliche Justizminister, bewirkte die Aufbietung des ganzen Volks in Waffen, die Verhaftung aller Verdächtigen, die Errichtung von starken Lagern vor Paris. Er war es, der das Wort für die kommende Zeit erfand. Man müsse den Feinden des Vaterlands Schrecken einjagen, sagte er damals — weiter, als er gewollt und geglaubt, wurde sein Wort zur That.

Der Gemeinderath von Paris war in permanenter

Sitzung: er beherrschte Frankreich. In ihm saßen die Chefs der Jacobiner und eine Menge der exaltirtesten, rohesten Naturen. Neben ihm übte der Wachausschuß eine diktatorische Macht aus. Angesichts der Gefahr und der dagegen ergriffenen Maßregeln hatte man die Zahl seiner Mitglieder vermehrt; auch Marat ward gewählt.

Dem Wachausschuß wurde vornehmlich die Angelegenheit der Haussuchungen nach Waffen und Verdächtigen übergeben, und man kann denken, mit welcher Energie derselbe seiner Mission nachkam. Er ließ auf 48 Stunden sämmtliche Barrièren schließen und mit Erbitterung alle Verdächtigen verhaften. Die Gefängnisse waren überfüllt, der Art, daß man selbst die Macht der Verhafteten zu fürchten begann und an eine Verschwörung derselben zum Umsturz der Republik glaubte.

Dieser Argwohn, mochte er nun gegründet sein oder nicht, gab einigen der erbittertsten Revolutionaire in den Sektionen von Paris die entsetzliche Idee ein, alle in den Gefängnissen befindlichen Verdächtigen, besonders die Aristokraten und widerspänstigen Priester umzubringen. Der Plan fand bei den Exaltirtesten seine Anhänger; die Behörden vernahmen davon, ohne daß sie Schritte zu thun wagten, ihn zu vereiteln. Theilweise billigten ihre Mitglieder geheim oder auch laut den Mordplan; theils hofften sie, er werde nicht verwirklicht werden; zum größten Theil aber standen sie dermaßen unter der Volkssouverai-

netät, daß sie sich gegen Excesse derselben nicht zu widersetzen wagten.

Ungehindert wurden daher von den Verschworenen die Vorbereitungen getroffen. Man ließ alle in Schuldhaft befindlichen, sowie mehrere unschuldige Gefangenen frei; man sonderte die Gefangenen, die Verdächtigen wurden von correktionell Verhafteten getrennt; Massen von Stroh in die Gefängnißhöfe gebracht. So ward der Mordplan eine Art öffentliches Geheimniß, nicht anders als am Tage vor der Bartholomäusnacht. Die Motive, die damals dem Fanatismus zum Abschlachten der Hugenotten dienten, wurden jetzt von den exaltirten Jacobinern für ihr blutiges Vorhaben adoptirt.

Am 1. September hörte man bereits den Pöbel jauchzen über die Gräuel, die er auszuführen im Begriff war. Betrunkene Weiber schrieen es laut aus, daß man am andern Tage die Gefangenen morden werde.

Es war an diesem Tage gewesen, wo André Chénier zum Doktor Maury gekommen. Er, ebensowenig wie der Arzt ahnten, daß das Verderben über die Gefangenen, also auch über Valerie, so schnell und so gewiß hereinbrechen sollte. In jener Zeit sich jagender Gerüchte, Pöbeldrohungen und aufgeregtester, für Schreckbilder empfänglicher Phantasie, waren besonnenere Charakter dagegen schon ziemlich abgestumpft und gingen gleichgiltig an Vorfällen vorüber, die sonst sehr starke Gemüther in Spannung und

höchste Erregung gesetzt haben würden. Wo die Möglichkeit vorhanden ist, daß Alles geschehen kann, was ein erhitztes Gehirn ausbrütet, pflegt man der Logik ebensowenig Fragen vorzulegen, wie man den Glauben an die Verwirklichung der Gerüchte sich zu bewahren vermag. Was Chénier oder Maury wirklich von dem Anschlag auf die Gefangenen vernommen haben mochten, ging doch nicht über den Charakter jener zahllosen Gerüchte und Drohungen hinaus, mit denen die Atmosphäre von Paris erfüllt war.

Am 2. September gewann Paris indessen ein bedenkliches Ansehen. Die Revolution, die tagtäglich auf den Straßen ihre Stücke gab, trat diesmal in einer ernsteren und unheilschwangeren Weise hervor. Die Nachricht, daß Verdun belagert war, hatte die Besonnensten in heftigste Erregung versetzt. Manuel ließ die Bürger durch Lärmkanonen, Sturmglocke und Generalmarsch zu den Waffen rufen; eine Proklamation forderte Jeden auf, sich zur Ergreifung der Waffen bereit zu halten. Kriegerisches Getümmel erfüllte die Straßen; die Nationalgarden zogen auf ihre Sammelplätze; der Pöbel durchstrich mit Piken, betrunken, fanatisirt, schreiend und singend die Straßen. Die Sektionen hilten Sitzung; die Behörden warteten erschreckt und stumm der Dinge, die sie ahnten. In der National-Versammlung entsprach die Stimmung dem wilden Gewühl von Paris. Der leidenschaftlichste Patriotismus donnerte seine Reden von der Tribune;

Vergniaud schlug vor, Longwy die Stadt der Feigen zu nennen; zwölf Deputirte sollten täglich zur Schanzarbeit vor Paris abgeordnet werden. Danton schrie mit seiner Machtstimme: „Die Sturmglocke ist nicht des Zeichen des Alarms, es ist der Angriff auf die Feinde das Vaterlandes!“ Er wußte es wohl, welch' ein entsetzliches Gericht sich vorbereitete; Viele ahnten es und der Schrecken lähmte sie — — oben saßen finster und stumm die Mitglieder des Berges und regten sich nicht.

In demselben Augenblick begann draußen das Morden. Eine Rotte bewaffneten Pöbels, umringt von Weibern und zahllosem Volk, zog nach dem Gefängniß der Abtei. Maillard, der Blutmensch, führte sie und rief es laut und wild hinaus, daß nun die Stunde der Vaterlandsfeinde geschlagen habe. Sechs Wagen mit Geistlichen, die man eben in die Kerker transportirte, begegneten den Mördern; man schmähte die Unglücklichen, und als Einer von ihnen darauf mit seinem Stock nach seinem Beschimpfer schlug, fiel man wüthend über alle her und achtzehn erlagen unter den Streichen der Rotte. Nun drang man ins Thor der Abtei. Zwölf von der Rotte postirten sich an der Pforte zu einem Gerichtshof: sie saßen auf erhöhten Bänken hinter einem Tisch, ließen sich die Liste der Gefangenen geben und diese nach einander vorführen. Die Unglücklichen wurden ihren Kerkern entrissen, meist, um einen scheußlichen Tod zu erleiden. Fand sich hin und wider Einer, der kei-

nen Anlaß zu Verdacht gab, so ließ man ihn unter dem Rufe: „Es lebe die Nation" frei. Aber die Meisten, Männer und Frauen, Priester nnd Greise, Alle vom Adel und vom einstigen Hofe, vernahmen von Maillard, dem Richter, jenes schreckliche Wort: „Nach La Force!" oder: „Man lasse ihn laufen!" — Gräßliche Ironie, die das Opfer nicht verstand; denn es war der Befehl zu seinem Mord. Man ließ diese Unglücklichen, die oft dem süßen Rausch der Freiheit sich hingaben, in den Hof treten, über das Stroh gehen — dann fielen die Mörder mit Aexten und Piken, Keulen und Säbeln über sie her, erschlugen sie mit der Wuth des rohen Fanatismns, mit thierischer Lust noch ihre warmen Leichen zerfetzend, in gräßlicher Wollust die Schlächterei verlängernd, wenn in diesen Scheusalen die Sinnlichkeit sich noch an aristokratischen Leibern zu sättigen begehrte. Und blutig ward das Stroh und immer neue Opfer zog man in die Lachen; heroisch gab sich Mancher selbst den Tod, ehe ihn die Bluthand des Mörders erfaßte — und das Volk sah diesem Henkerwerke zu, labte sich daran und wehrte nicht dem entsetzlichen Würgen. Und die Glocken dröhnten und läuteten noch immer zum Sturm.

Verlassen wir diese Stätte eines mordlustigen Fanatismus, um uns nach dem Vater und dem Geliebten der Marquise Valerie Duplessis umzusehen. Die Rettung Valeriens war heut schwerer denn jemals und nie, daß sie

in größerer Gefahr geschwebt. Nur zu sehr hatte diese Gewißheit die beiden Männer in Verzweiflung gebracht.

Doktor Maury war am Morgen ins Gefängniß zu Valerie gekommen. Er hatte sich am Eingange legitimirt und mit einer Zuvorkommenheit, die er nicht erwartet, war er vom Gefängnißwärter in die Zelle der Marquise geführt und mit ihr allein gelassen worden. Geschah es aus Hochachtung und Vertrauen für den berühmten Arzt, oder war man des Schicksals seiner Patientin so sicher, daß man sie nicht mehr zu beargwöhnen hatte?

Maury fand die Marquise sehr schwach und vom Fieber ergriffen. Ihr Antlitz hatte sich seit den wenigen Tagen, die sie im Kerker zugebracht, außerordentlich verändert. Es war bleich und abgehärmt; ein unendlicher Schmerz blickte aus ihren krankhaft glänzenden Augen — sie war unstreitig in ihrer Gesundheit auf's äußerste zerrüttet.

Die Gefühle in Maury's Brust drohten ihn zu überwältigen; er sah zum ersten Mal die wiedergefundene Tochter vor sich, gefangen, elend und in der Blüthe der Jugend vom Untergang bedroht. Er fand sein Kind wieder und durfte ihm noch nicht sagen, daß er sein Vater sei.

Valerie hatte, nachdem sich der Arzt zu erkennen gegeben, und ihr Grüße von Chénier gebracht, mit rückhaltslosem Vertrauen ihr Herz geöffnet. Der stattliche, ernste Mann, in dessen Zügen eine leise Wehmuth lag und dessen

Augen unendlich liebevoll auf sie blickten, erregte in ihr eine unerklärliche Sympathie. Sie erzählte ihm ihre Leiden, sie fragte nach André, sie weinte endlich, denn sie fühlte den Drang in sich, all' den lang in der eisamen Haft verhaltenen Schmerz und Gram und Schrecken — als lindernde Thränen zu entfesseln. Ihr stark nervöser Zustand erregte die Besorgniß Maury's; sein Blick, noch geschärft durch die Vaterliebe, erkannte sogleich, daß er hier eine bis ins Innerste erregte, zarte Natur vor sich habe, deren Gesundheit nur in der Umgebung der Liebe, in ungestörter Ruhe und vor der geringsten Gemüthsaufwallung geschützt, wiederherzustellen war. Ein ärztlicher Beistand konnte deshalb augenblicklich nicht aufgeboten werden; er mußte sich begnügen, die Schnittwunden an der Hand Valeriens zu reinigen und zu verbinden und gegen das Fieber eine Arznei zu verschreiben. Er empfahl der Unglücklichen Geduld und Hoffnung und sprach lange über Chénier mit ihr, sie immer wieder versichernd, daß es bald gelingen werde, sie zu befreien. Er bereitete sie dabei vor, daß es sich ereignen könne, ihre Rettung unverhofft und durch List oder Gewalt zu bewerkstelligen, und daß sie daher jedem solchen, vielleicht unvermuthet ausgeführten Beginnen vorsichtig, aber auch muthvoll die Hand bieten müsse; ihren Gemüthszustand in der Erwartung kräftigen solle, um im entscheidenden Augenblick nicht durch Schreck oder Schwäche übermannt zu werden. Valerie richtete sich sichtlich durch

diese Empfehlungen des Arztes auf, und als er endlich von ihr schied, reichte sie ihm dankbar und mit Hoffnung in den Blicken ihre Hand. Maury hielt sie lang in der seinigen und der Druck, den er empfand, trieb sein Blut in das Herz. Er war nahe daran, dies junge leidende Weib an seine Brust zu ziehen und ihm zu sagen, welches Anrecht er besitze; aber er faßte sich, küßte respektvoll die Hand Valeriens und verließ dann ihre Zelle.

Als er in seine Wohnung zurückkam, erfüllt mit dem Gedanken, Valerie so schnell als möglich dem Kerker zu entziehen und unwillkürlich beunruhigt durch den Lärm auf den Straßen, die bewaffneten Pöbelrotten, das Läuten der Sturmglocke und den unaufhörlichen Generalmarsch, fand er bereits André Chénier mit Jemandem seiner, und zwar in höchster Ungeduld erwartend.

„Doktor," rief ihm André aufgeregt entgegen, „heut gilt's — wir retten sie entweder, oder sie wird gemordet!"

Bestürzt blickte Maury auf Herrn von Chénier.

„Wissen Sie denn nicht," fuhr dieser fort, „daß die Jacobiner heut ihr Blutfest feiern wollen?"

„Ihr Blutfest?" Was meinen Sie?"

„Sie haben doch die Banden auf den Straßen gesehen?"

„Nun?"

„Sie haben gehört, daß die Nationalgarden zusammengetrommelt werden — "

„So reden Sie — was gibt's?“ fragte der Arzt in höchster Unruhe.

„Man will die Gefängnisse leeren, Doktor; die Gefangenen sollen heut gemordet werden.“

„Unmöglich!“ schrie Maury entsetzt. „Die Behörden —“

„Sind mit im Complott. Alles ist vorbereitet, Doktor, ich weiß es, und auch dieser brave Mann hat es mit Bestimmtheit gehört. Nun ist keine Zeit zu verlieren, und Gott sei Dank! daß der Plan zur Rettung fertig ist.“

Maury sah scharf auf den Begleiter André Chéniers. Es war Jean Collier, der seit dem Tage, wo Valerie verhaftet worden, unaufhörlich sich mit Gedanken getragen, wie die Marquise zu befreien sei. Er, der sonst nie in Paris war und am allerwenigsten die Clubbs besuchte, hatte sich in den letzten Tagen fortwährend in die Versammlungen der Jacobiner gedrängt und schon am Tage vorher die detaillirtesten Kenntnisse über den Mordanschlag erhalten. Der brave Mann faßte einen verzweifelten Entschluß. Noch in der Nacht hatte er seine Leute zusammengerufen und sie durch eine leidenschaftliche Rede für seine tollkühne Idee gewonnen. Diese wackeren Arbeiter im Garten Meister Colliers, mit den Taglöhnern wohl an zwanzig Mann, lauter ruhige und wenig mit der Politik sich beschäftigende Leute, hatten ihrem Meister versprochen, sich als eine scheinbare Mörderbande unter seine Führung zu

stellen, um so ins Gefängniß der Salpetrière zu bringen, die Kerker zu öffnen und während des vorauszusehenden Tumults die Marquise in Sicherheit zu bringen. Am Morgen war Jean alsdann zu Chénier gekommen, um ihn in seinen Plan einzuweihen, und André, zuerst erschrocken über das waghalsige Unternehmen, hatte dem Gärtner dankbar zugestimmt, als sich ihm die Ueberzeugung aufdrängte, daß unter den Umständen kaum etwas Anderes zur Rettung Valeriens unternommen werden könnte.

„Der Doktor hörte der Auseinandersetzung dieses Planes mit einer schnell zurückgekehrten Ruhe zu. Auch er wußte nichts Anderes dagegen zu sagen, als daß man die Gefährlichkeit des Unternehmens, wobei man das Leben aufs Spiel setze, nicht übersehen und Alles nochmals reiflich überlegen möge. Sowie dies bei der Aufregung der Personen möglich war, kam man auch der Mahnung des Arztes nach. Noch einmal wurden alle Umstände genau erwogen, Jean mit den Ortsverhältnissen bekannter gemacht, die Schritte nach dem geglückten Unternehmen erwogen. André Chénier hatte schon gegen Jean seinen Entschluß kund gegeben, sich verkleidet mit an die Spitze der Schaar zu stellen, und er ließ sich auch jetzt trotz einiger Vorstellungen Jeans nicht davon abbringen. Maury seinerseits wollte den Transport Valeriens vom Gefängniß nach seiner Wohnung besorgen. Er hatte in Kürze seine Zusammenkunft mit der Marquise, ihre Krankheit

und Stimmung geschildert, und hoffte, daß sie in Folge seiner Worte wohl jetzt schon genug vorbereitet sein werde, um bei dem voraussichtlichen Wirrwar ihren Muth aufrecht zu erhalten. Er versprach in der Nähe des Gefängnisses einen Wagen mit guten Pferden aufzustellen. Sein Diener, ein langer, hagerer Bursche, Namens Gilbert, eine einfache, aber außerordentlich willige Natur, sollte die Führung des Wagens übernehmen.

Als André und der Gärtner den Doktor darauf verließen, gingen sie schnell durch das tobende Gewühl auf den Straßen nach dem Garten Jeans. Die Leute hatten sich dort bereits für die Unternehmung ausgerüstet; fast alle hatten ihr Gesicht geschwärzt, waren mit Beilen und Piken bewaffnet und sahen in ihren Blousen wild genug aus, um für eine jener Banden zu gelten, die in Paris bereits mit blutdürstigem Geheul nach ihren Opfern auszogen. Jean war im Nu mit seinem Umzug fertig; Margot selbst, mit Angst in den Zügen und dennoch mit Worten ihn lobend und ermunternd, half ihm dabei. Auch Chénier warf sich in Arbeiterkleidung, schwärzte sein Gesicht und bewaffnete sich wie Jean mit einem Säbel. So zog diese Schaar kräftiger Männer endlich aus, um ihr tollkühnes Unternehmen zu vollführen.

Jemehr sie sich dem Innern der Stadt nahten, um so wilder bot sich ihnen die Physiognomie der Straßen dar. Nationalgarden standen hier und da versammelt,

ohne einen Befehl zum Einschreiten gegen die Excesse, die vor ihren Augen geschehen, zu erhalten. Lärmend zogen die Volkshaufen auf und nieder; auf einzelnen Piken sah man die Köpfe Gemordeter, andere zerrten wieder noch lebende Opfer mit sich, die dann unter Schlägen und Stichen ihren Tod fanden, geviertheilt von der Wuth des Pöbels, nackt und geschändet, in Stücken zerrissen, auf der Straße liegen blieben, bis andere Pöbelhaufen kamen, um noch an diesen blutigen Gliedern ihre entsetzliche Rohheit unter wildem Gelächter auszulassen.

„Fort, fort!" rief André den Leuten zu; „das Morden hat schon um sich gegriffen. Vielleicht ist's schon zu spät!"

Die Bande schritt im düsteren Schweigen hastig durch die Volkshaufen. Unerkannt und wähnend, mit einer der gedungenen Rotte zu thun zu haben, die ihrem bestimmten Ziele nachgehe, jubelte man ihnen zu und schrie sie triumphirend als die Befreier des Vaterlandes aus.

„Platz da vor den Rächern!" hieß es, und die Volkshaufen theilten sich, um der Schaar Durchzug zu gewähren. Aber man klammerte sich auch an ihnen fest. Immer dichtere Massen umringten sie und zogen mit ihnen unter Vivatgeschrei und wildem Gejauchze. Ein Trupp entmenschter Weiber rangirte sich vor ihnen, und mit ihren heiseren Kehlen freche Lieder brüllend, schwangen sie die Kleidungsstücke in der Luft, die sie von den Leichnamen gemordeter Frauen abgerissen.

„He! Hohe! Seht hier ein Stück von der Aristokratin Lamballe!“ schrieen sie. „Sie hat keine feinen Unterröcke mehr — Hohe! Nackt ist sie wie das Volk!“

Auch Pikenträger drängten sich heran, um an dem bevorstehenden Morden Antheil zu nehmen. Mit Angst und verhaltener Wuth sahen André und Jean ihr Häuflein zu einer immer stärker werdenden wirklichen Mörderrotte anschwellen.

„Wie werden wir mit diesen Banditen fertig werden?“ flüsterte André dem Gärtner zu.

„Nur ruhig, Herr,“ antwortete dieser, „wir heulen mit den Wölfen — erst lassen Sie uns nur an der Salpetrière sein — schon wird es dunkel, und dies verfluchte Gesindel hält uns auf, bis es zu spät ist.“

Ein Trupp Nationalgarden kam ihnen jetzt entgegen. Voran ritten Billaud-Varennes und Manuel. Vivatgeschrei ertönte ihnen entgegen.

„Nieder mit den Feinden des Volks! Es lebe die Nationalgarde!“

„Bravo, Bürger!“ schrie Manuel. „Wir werden die Ordnung aufrecht erhalten, fürchtet Nichts.“ Auf diese wahrhaft satanischen Worte folgte ein wieherndes Geheul der Menge.

„Es geht vortrefflich, Bürger,“ rief nun auch Billaud-Varennes mit rohem Gelächter herunter. „In der Abtei hat man bald reinen Tisch gemacht, und schon sind

die Patrioten bei den Carmelitern, im Chatelet und in La Force! Viel Arbeit gibt's noch; aber das Vaterland wird seinen Dank votiren."

„Ve.fluchter Schurke," murmelte Jean zwischen den Zähnen; „ich möcht' Dich herunter hauen können von Deinem Gaul!" Dann aber mit wilder Gebärde vortretend, sagte er zu Billaud-Varennes:

„Wie ist's in der Salpetrière, Bürger?"

„In diesem Frauennest?" entgegnete der Jacobinerchef. „O, da hat's noch Zeit — die entgehen uns nicht. Das ist nach der Arbeit ein Genuß für die braven Patrioten!"

„Wir gehen hin, Bürger," meinte Jean weiter, die Brust erleichtert habend, als er gehört, daß in der Salpetrière die Schlächterei noch nicht begonnen.

„So macht's nur ordentlich, und habt mit den hübschen Gesichtern kein Mitleid!" Damit ritt Billaud weiter, gefolgt von Manuel und den Nationalgarden, begleitet von dem Jubelgebrüll des Volks.

„Es leben die Patrioten! Nieder mit den Aristokraten!"

„Nun schnell vorwärts," flüsterte André zu Jean; „diese höllische Comödie wird mir unerträglich."

„Es hilft nichts, Herr," versetzte Jean, „verrathen Sie nur Nichts, sonst sind wir Alle verloren."

Der Zug ging weiter. Die Menge drängte sich um

ihn; die Arbeiter Jeans mußten wohl oder übel mit den zahlreichen Pikenträgern fraternisiren, die ohne weitere Einladung an der „Arbeit" Theil nehmen wollten. Es war eine schreckliche Situation und jeden Augenblick konnte man erwarten, daß ein Zwischenfall den Plan durchkreuze oder ein Zufall André Chénier verrathe. Zum Glück gab die hereingebrochene Dunkelheit gegen das letztere einige Sicherheit.

Man kam der Salpetrière nahe, als vom entgegengesetzten Ende ein anderer Trupp Pikenträger und Bewaffneter, gleichfalls umringt von lärmendem Volk, das Thor des Gefängnisses bereits erreichte.

„Mein Gott!" rief André Chénier außer sich. „Das ist die wahre Mordbande!"

„Kinder," flüsterte Jean seinen Leuten zu, „haltet Euch fest zusammen und an uns und kehrt Euch an nichts Anderes. Vorwärts jetzt!"

„Sie hatten im Nu das Gefängniß erreicht; das Thor öffnete sich eben, um die Mörder einzulassen; das Volk drängte wild lärmend hinter her.

„Hier ist noch frisches Wild," schrie Einer aus der eindringenden Rotte: „In La Force gibt's für uns nichts mehr zu thun, da sind schon Patrioten genug. Paßt auf, Bürger, Ihr könnt gleich Kegelschieben mit den hübschen Weiberköpfen der Aristokratenbrut!"

Jean zuckte beim Ton dieser Stimme jäh zusammen.

Er hielt André Chénier am Arme zurück und murmelte ihm entsetzt zu:

„Das ist Basile — lassen Sie uns den Mördern um jeden Preis zuvorkommen!“

André warf einen flammenden Blick der Wuth nach der Rotte hinüber, die jetzt schon in den Hof der Salpetrière drang und von dem ihr entgegenkommenden Gefängnißinspektor die Schlüssel zu den Kerkern verlangte. Im ersten Augenblicke faßte André krampfhaft den Griff seines Säbels und wollte auf Basile, den Urheber seines Unglücks, losstürzen; aber der Ort, wo er sich befand und der Zweck, zu dem er das Wagniß unternommen, riefen schnell seine Besonnenheit zurück. Nur das Kleinod seines Lebens retten, nur Valerie befreien, alles Andere mußte an Interesse in diesem Moment weit dahinter zurückstehen.

Der Kastellan brachte eben zitternd die Schlüssel zu den verschiedenen Sälen, in denen sich die Mehrzahl der Verhafteten befand. Lärmend und unter wildem Triumphgeschrei stürzte die Mörderbande, der auch Basile zugehörte, in das geöffnete Hauptthor. Das fahle Licht der Laternen erhellte nur schwach das Innere des Gebäudes und den von hohen Mauern umgebenen Hof, auf dem in rohem Geheul der Pöbel durcheinander wogte, fieberhaft den Augenblick erwartend, wo der Anblick der ersten Opfer seine diabolische Neugier befriedigen würde.

Dicht hinter der Mörderbande waren auch Chénier

und Meister Collier mit seinen braven Leuten in das Thor gedrungen; der Umstand, daß Valerie eine besondere Zelle in demjenigen Flügel der Salpetrière inne hatte, der dem die Säle enthaltenden entgegengesetzt lag, ließ vermuthen, daß die Rettung Valeriens ohne Störung bewerkstelligt werden würde. Ein Verdacht gegen sie hatte sich noch nirgends spüren lassen; das unsichere Laternenlicht, die thierische Wuth der Mörder, welche die schwarze Schaar wahrscheinlich für die beorderten Exekutoren hielt, während sie selber ohne Auftrag hier ihre Mordlust zu befriedigen suchten; der Respekt, mit dem der Pöbel dieser stummen, unheimlich vorwärts schreitenden Bande auswich, zeigte genugsam, daß Alles über Erwarten günstig stand.

„Kommt," flüsterte André auf dem breiten Corridor seinem Trupp zu; „folgt mir und kümmert Euch um nichts weiter!"

Vertraut mit der Lokalität, schritt er schnell einen Seitengang hinauf, einer Zelle fast am Ende desselben zu. Kein Gefängnißwärter befand sich hier: sie waren auf der andern Seite, um die Säle zu öffnen, theils hatten sie sich gänzlich der Mitwirkung bei den bevorstehenden Gräuelscenen entzogen. Der Gang war ganz finster; nur vom Hauptcorridor fiel das fahle Licht der Laterne und bald darauf das flackernde von Fackeln herein, welche die Mordbande angebrannt hatte. Wirr und dumpf drang wildes

Geschrei herüber — das planlose, viehische Morden mußte begonnen haben.

Mit wenigen, aber gewichtigen Streichen war die Thür der Zelle erbrochen. In dem Dunkel des kleinen Gemaches bemerkte man nicht eine Frauengestalt, die am Ende ihres Bettes kniete und Gebete murmelte.

„Valerie!" rief André und stürmte hinein. „Valerie! Geliebte! Ich rette Dich!"

Er bemerkte die Gestalt; er stürzte auf sie los, zog sie empor — sie war es, die Geliebte, die bei dem Ton seiner Stimme ihr Leben zurückströmen gefühlt. Mit dem Ausdruck übermenschlichen Glückes, einem furchtbaren Schrecken plötzlich entstiegen, warf sie sich an seine Brust. „O André! André!" rief sie, ihre Arme fest und wild um seinen Nacken schlingend, als wollte sie den Retter ihres Lebens nie wieder von sich lassen.

„Nur fort, fort!" mahnte André in fliegender Hast und zog Valerie aus der Zelle. „Hier ist Jean mit seinen Leuten — nur Muth, Theure, und Du bist gerettet."

„O ich habe Muth, André!" antwortete sie und trat hinaus auf den Corridor unter die schwarzen Gesellen.

Jean warf ihr mit einigen erklärenden Worten eine Blouse über und stülpte eine Mütze, die tief ihr Gesicht beschattete, auf ihr Haupt. Inmitten der Männer und auf einen oberflächlichen Blick war es unmöglich, ihr Geschlecht zu erkennen.

Eben wollte man sich wieder nach dem Ausgange in Bewegung setzen, als einige der Mordgesellen mit Fackelträgern in den Seitencorridor stürmten, um ihren besonderen Genuß bei den Gefangenen in den Zellen zu suchen. Mit nackten, blutigen Armen schwangen sie die Aexte und Beile in der Luft; die ersten Thüren krachten unter ihren Schlägen. Aus dem Hauptgange herüber tönten Hilfegeschrei und Klagerufe; man sah verzweifelnde Weiber schreiend vorüberfliehen, andere an ihren Kleidern ergriffen 'fortgeschleift und unter den mitleidslosen Schlägen der Mörder ihr Leben verenden. Dazwischen die entsetzliche Lache der Mörder, ihr wildes Fluchen und rohes Gespött, wenn sie eins der unglücklichen Opfer mit ihren Händen schändeten, ihr Wuthgebrüll, wenn ein heroisches Weib, ein entschlossener Mann vor dem Martertode sein Dasein durch einen glücklichen Dolchstoß abkürzte. Zuweilen erhob sich dieser verzweifelte Heroismus bis zur Gegenwehr; einzelne der Mörder waren schwer verwundet, ein paar lagen todt auf gemordeten Frauen, deren Hände fest um den Hals der Wüthriche geklemmt und dort im Todeskrampf erstarrt waren.

Es war ein grauenvoller Anblick und Entsetzen und Schreck bannten mehrere Minuten lang die verkappten Gärtner vor der Zelle Valeriens. Vor ihren Augen würgte man bereits einzelne Opfer, die aus den erbrochenen Zellen geschleift waren, ab; das Blut floß über die Steine

des Fußbodens bis zu den Füßen André Chéniers, der Valerie fest unter den Arm genommen hatte, um sie zu stützen und zu schützen. Wenige Schritte vor ihnen sah André das verzerrte Gesicht Basile's, der mit der lodernden Fakkel in der Hand bald in die Zellen, bald zu der Schlächterei leuchtete.

„Nur Muth!" rief endlich André leise. „Wir müssen durch diese Gräuel, es hilft nichts. Nicht Einen können wir mehr retten, ohne uns selbst zu verderben."

Die Gärtner, in ihrer Mitte André mit Valerie, worauf Meister Collier, rückten entschlossen dem Hauptcorridor zu, von wo eine donnernde Stimme herübertönte:

„Patrioten!" rief sie, „man wird ein Gericht einsetzen — haltet ein! Räumt das Haus, im Namen der Freiheit!"

„Es lebe Danton! Nieder mit den Volksfeinden!" schallte dazwischen vom Hof wie vom Corridor.

„Ah, Bürger!" rief die gewaltige Stimme wieder. „Willst Du Kinder morden? Laß' sie los und gehe hinaus — ich sage Dir, auch über diese junge Brut soll das Gesetz richten!"

Und wieder tönte dazwischen das Vivatgeschrei aus hunderten von Kehlen; man sah ganz deutlich den Hauptgang sich leeren, das Hilfegeschrei und gellende Wuthgeheul verstummte; das Morden mußte plötzlich aufgehört haben.

„Da ist Danton?“ flüsterte Chénier. „Was will er hier? Will er als Justizminister zusehen, wie man Unschuldige abwürgt? Oder ist er da, um Ordnung zu schaffen?“

Er hatte die letzten Worte vor sich hingemurmelt und strengte sich an, nach dem Hauptcorridor hinüber zu sehen. Die einzelnen Mörder, welche in den Zellen gewüthet hatten, schickten sich an, Danton Folge zu leisten. Sie hörten auf mit ihrem entsetzlichen Würgen; der Einfluß Dantons auf diese Naturen, welche kaum zu bändigen schienen, zeigte sich hier in erstaunlicher Weise. Sie kamen, blutig wie sie waren, mit dem Gärtnertrupp zusammen, und da sie noch immer keinen Verdacht geschöpft, behandelten sie sie wie ihresgleichen. Sie fluchten und lachten wild, und Jean spielte die gräßliche Rolle mit einer heroischen Kaltblütigkeit.

„Schad',“ sagte er zu einem der Mörder, der sich eben gerühmt, mit einem einzigen Beilhieb eine alte Frau in der Zelle erschlagen zu haben; „schad', daß Danton gerade zukommen mußte und das Geschäft stört. Wir wollten eben mit Euch reden, ob wir nicht lieber anderswo den Boden von dieser Brut reinigen sollten, als hier, wo nur kreischende Weibsbilder sind, die uns am Ende das Vaterland nicht verderben können, wenn wir sie gut einsperren.“

„So?“ grinste der Unmensch. „Meinst Du? Nun

wenn auch — ich sag' Dir, das ist ein Genuß, so über die Weiber zu fallen und ihnen den Garaus zu machen. Da sieht man so recht, daß die Aristokraten nicht besseres Fleisch haben, wie unsereins — da habt ihr das Bein so einer Canaille, das ich ihr aus dem Bauch gerissen — seht's Euch einmal an!"

Dabei hob der wilde Gesell ein blutiges Frauenbein mit einem langen seidenen Strumpf bekleidet, empor und warf es mitten in den Knäuel. Es fiel auf Valeriens Kopf und riß ihr die Mütze herab. Ein gellender Schrei tönte aus der Brust des erschreckten Weibes, während der Mörder mit seinen Genossen laut und roh lachend nach dem Hof sich hindrängte.

Aber dieser Schrei hatte Basile, der noch im Seitengange war, stutzig gemacht. Er drehte sich plötzlich um und trat mit seiner Fackel dicht an die Gruppe, in dessen Mitte Valerie ohnmächtig in Andre's Armen lag.

„Wenn das kein Weibston war —" schrie er, und in demselben Augenblicke mit seiner Fackel das bleiche Antlitz Valeriens beleuchtend, fuhr er mit funkelndem Haß in seinen Augen fort: „Ha! da ist sie ja — wart'! Dich suchte ich lange!" Er wollte auf sie losstürzen, aber ein schwerer Schlag Jean's ließ ihn betäubt zu Boden fallen und die Fackel qualmend erlöschen.

„Verrath — Bürger! Verr —"

Diese Worte gurgelten sich noch aus seiner Kehle,

ohne daß sie gehört wurden. In dem allgemeinen Wirrwar war überhaupt der ganze Vorfall zum Glück unbeachtet geblieben.

„Der Schuft kam mir gerad' recht in den Weg!" sagte Jean. „Wenn's Todschlagen nicht so schrecklich wäre, dem Hund gäb' ich den Rest."

„Laß ihn, und nur fort!" antwortete André, froh, der drohenden Gefahr für jetzt entgangen zu sein. Er setzte Valerie wieder die Mütze auf, und da sie sich in so weit erholt hatte, um sich aufrecht zu erhalten, zog er sie inmitten der Schaar mit fort in den Hauptgang.

Die Gefängnißwärter schlossen die Thüren der Säle, um die so zufällig Geretteten vor einem neuen Angriff der Mörder, wenn er nicht mit Gewalt verbunden sein sollte, zu schützen.

Im Thor selbst stand Dantons athletische, vierschrötige Gestalt. Er war umgeben von mehreren Munucipalbeamten mit rothen Schärpen und einigen Volksvertretern. Die Mörder und ein Theil des Volkes standen um ihn und er sprach fast unaufhörlich.

„Wir sind Franzosen," rief er wieder mit seiner furchtbaren, Alles übertönenden Donnerstimme. „Frauen dürfen nicht von uns wie von Barbaren geschlachtet werden — auch ohne dies bleibt Ihr Patrioten, deren das Vaterland sich erinnern wird. Es entrinnt Keiner dem Schwert der Gerechtigkeit, glaubt mir, und die Feinde des Volks

und der Freiheit sollen ein schreckliches Ende nehmen. Aber planlos zu werden ist keine Gerechtigkeit und Ihr werdet nie vergessen, daß Ihr Franzosen seid. Also hinaus, zerstreut Euch, laßt die Weiber hier in ihren Kerkern — seht her, der Hof und dieser Corridor ist voller verstümmelter und blutiger Leichen. Und wenn das Mitleid auch schweigen soll um des höhern Gefühls der Rache an Eure Feinde, an die Verräther und Aristokraten und Priester, so vergeßt doch nicht, daß ein freies Volk sich am wehrlosen Geschlecht vergreift! Geht, Patrioten, und laßt das Gefängniß schließen!"

Und in der That ging das Volk und die aufgelöste Mörderrotte unter Vivatgeschrei und wie zufrieden über das Ende der Scene hinaus. Chéniers Brust hob sich hoch empor, die Rettung Valeriens wurde über Erwarten durch alle diese Umstände befördert. Er hatte keine Zeit, nachzudenken, daß Danton es war, den man als den Urheber der Morde bezeichnete, der hier versöhnend und rettend zwischen die Wuth des Pöbels und dessen Opfer trat — er ahnte es nicht, daß dieser leidenschaftliche Jacobiner, dessen Allmacht den Schrecken auf den Thron gesetzt, bei den entsetzlichen Wirkungen seiner Worte sein edleres Selbst allein hatte sprechen lassen. Er war durch die Gefängnisse gegangen, und wo er dem Morden hatte Einhalt thun können, hatte er es gethan, und wo er Einzelne hatte retten können, hatte er sie gerettet.

Er stand noch immer im Thor und im dichten Gedränge. Jetzt suchten auch Chénier und die Gärtner mit Ihrer Beute an ihm vorbei in den Hof zu gelangen. Seine großen Feueraugen bohrten sich auf diese stummen, schwarzen Gesichter; er sah in der Mitte der Gruppe trotz der schwachen Beleuchtung die schwankende und geknickte Gestalt Valeriens und wie unwillkürlich hielt er Chénier am Arme und sagte:

„Ha? Was ist das? Zeig' einmal —"

„Willst Du, daß sie stirbt?" raunte Chénier ihm hastig in die Ohren.

Danton ließ ihn los. „Chénier!" flüsterte er erstaunt. „Geh, ich sehe nichts." Und er trat wieder zurück und rief laut der Schaar zu, die noch immer von Allen als zu den Mördern gehörig betrachtet wurde:

„Nicht wahr, Bürger, Ihr versteht mich und wißt, daß ich über das Vaterland wache? Es soll Keiner, der schuldig ist, entrinnen! Geht und vertraut uns. Ich achte Euch, daß Ihr mir folgt."

Hastig schritt Chénier, noch einen stummen Blick des Dankes auf Danton werfend, mit der Geretteten über den Hof. Ungefährdet verließen sie die Salpetrière, die bald darauf wieder in ihre alte Ruhe zurücksank, und eilten dem Orte zu, wo der Wagen mit Gilbert halten sollte. Mühelos fanden sie ihn; Gilbert, der eingeschlafen war, wurde

geweckt, Valerie in die Kissen des Wagens gelegt. Dann drückte André warm die Hand Jeans und sagte:

„Ich danke Dir, braver Freund — ich werde nie vergessen, was Du an mir gethan, nun geh', und tröste Deine Frau! Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen, Ihr braven Leute!"

Er stieg in den Wagen zu Valerie, und pfeilschnell jagten die Pferde durch die Straßen nach der Wohnung Doktor Maury's.

Es war zehn Uhr — und noch immer wogte es wild auf den Straßen von Paris; die Gräuelscenen begegneten auch jetzt noch Jean und seinen Leuten, als sie nach dem geglückten waghalsigen Abenteuer ihre entfernte Wohnung wieder aufsuchten.

Zehntes Kapitel.

Geknickte Hoffnungen.

Noch ein paar Tage lang dauerten die Septembermorde, wenn auch nicht in der furchtbaren Weise, wie am ersten Tag. Die Nationalversammlung, der Gemeinderath, die Nationalgarde ließen das Entsetzliche geschehen, kaum hie und da versuchend, der Schlächterei ein Ende zu machen. Mehr als 1100 Gemordete sind namentlich auf-

geführt worden; in der Abtei verendeten 122, in der Salpetrière 47. Von Paris aus war dann diese Metzelei nach den Provinzen gegangen — hier wie in Paris zeigte es sich, daß der rohe Pöbel mit seinen wildesten Leidenschaften die eigentliche Herrschaft führte und mit seiner Souverainetät bereits die Behörden tyrannisirte. Der Schrecken regierte: von jetzt an hielt sich Niemand mehr seines Lebens sicher und in dem muthigsten Charakter lebte die Furcht.

Schrecken und Furcht herrschten auch im Hause Doktor Maury's. Nicht daß dieser ruhige, klar denkende Mann in Hinblick auf die Ereignisse in Paris in diesem Gemüthszustande lebte: er dachte seit Tagen schon nicht mehr an sie und lebte in einer eigenen Welt, die in keiner Berührung mit der äußeren stand. Der Schrecken, der ihn bleich gemacht, die Furcht, die ihn unaufhörlich quälte, hatten in dem jammervollen Zustande Valeriens ihren Grund.

Denn von jenem schrecklichen Abend, wo sie durch den Muth André Chéniers und Jeans einem fast sicheren Tode entzogen worden war, lag sie besinnungslos und vom wahnsinnigsten Fieber erfaßt im Bett. Ihre zarte nervöse Natur, durch all' die plötzlichen und schweren Schläge seit Monaten schon tief erschüttert, war in Folge der Umstände, unter denen sie dem Kerker entzogen worden, bis in die feinsten Gewebe zerstört. Schreck und

Angst, Hoffen und Entsetzen hatten ihre Sinne verwirrt — in tollen Phantasien mattete sich ihr Geist ab und dem brennenden Hirn entstiegen die qualvollsten Bilder, zusammengesetzt aus den Erfahrungen, die sie erlitten. Bald rief sie angstvoll nach Hilfe, nach André; bald stieß sie jene gellenden Töne aus, wie damals, als Basile sie überfallen; der Schmerz ihres Kerkerlebens wechselte mit den entsetzlichen Gedanken an die Blutscenen auf dem Corridor der Salpetrière, wo ihr der Mörder das blutige Frauenbein ins Gesicht geworfen. Nur selten war dieser rasende Kreislauf ihres Blutes ermattet und hatte sie in Lethargie versenkt; immer heftiger und grauenvoller war dann das Fieber zurückgekehrt und so raste sich ihr Leben sichtlich ab. Bleich, die Augen gläsern und geröthet, ein ewiger Schweiß auf der marmornen Stirn, das schwarze Gelock wild und naß um die Schläfen, so lag sie, die Unglückliche, ein Bild des gebrochenen Lebens, dessen flammender Rest einen furchtbaren Kampf mit dem Tode bestand.

Und Tag und Nacht saßen an ihrem Lager die, welche ihr Leben zu erhalten strebten; der Arzt, André und Ursula, zuweilen auch Jean mit seiner Frau. Sie saßen da und starrten mit Thränen in den Augen hoffnungslos auf die Kranke, hörten diese ewig sich wiederholenden, in tollsten Verschlingungen abwechselnden Fieberphantasien mit an, unfähig zu helfen und zu retten und doch immer bereit, das Unmögliche zu versuchen.

Doktor Maury war furchtbar verändert. Der sonst so stolz emporgerichtete Mann ging gedrückt; ein schwerer Kummer blickte aus seinen Augen; der sanfte Ernst seiner Züge war dem Ausdruck unendlicher Wehmuth gewichen. Was ihm, dem geschicktesten Arzt, der tief in die Wissenschaft gedrungen, möglich gewesen, zur Erhaltung dieses theuren Lebens aufzubieten, das war längst geschehen; er stand nun rathlos da mit seinem Wissen und seiner Kunst, sich verzehrend in dem Grübeln nach einem neuen Mittel, um dies rasende Fieber zu hemmen, ehe es den letzten Rest dieses Herzens verzehrt habe. Umsonst, umsonst! der unglückliche Mann wußte keine Hilfe mehr; verzweiflungsvoll wandte er sich von dem Anblick Valeriens ab, um die schrecklichen Kämpfe dieses theuren Wesens nicht mehr zu sehen. Das war wohl ein herbes Geschick, die Tochter, das einzige Kind nach so langer Trennung wieder zu finden, um dann seine Todesqual zu verfolgen, wissend, daß nur ein Wunder ohne Gleichen noch zu helfen vermochte! Das war wohl ein schwerer, vernichtender Schmerz, nach der aufgerufenen Hoffnung sie jäh und für immer gebrochen zu sehen. Er saß da in dem Fauteuil, der unglückliche Vater, die Hände auf seinem Gesicht, im eigenen Schmerz sich erbarmungslos verzehrend.

Am Bett stand André Chénier. Auch diese gedrungene kräftige Gestalt hatte ihre Spannkraft verloren; der

Schmerz, der aus Doktor Maury's Antlitz entgegenblickte, zeichnete sich auch auf dem des jungen Mannes ab. Nur war er umheimlicher als jener, gebannt in jene regungslose Düsterheit, an der Alles abzugleiten scheint, ohne einen Eindruck hervorzubringen. Es lag ein gewaltiger Grimm in diesen Zügen, ein zorniges Hadern mit dem Geschick, welches ihm die Geliebte zurückgegeben, um sie in entsetzensvoller Weise hinsterben zu sehen. Seine starren düsteren Augen hingen an dem Antlitz Valeriens, auf dem die Phantasie des Fiebers ihre höllischen Kreise schrieb; wie leblos blickte er auf diese einst von seinen Küssen erglühte Stirn, welche die weinende Ursula unaufhörlich mit Eisumschlägen bedeckte.

Es war Nacht und das Licht der Nachtlampe warf seinen matten Schein durch's Zimmer. Ein angstvolles gedrücktes Schweigen herrschte, ein Jeder brütete den Gedanken an den Tod Valeriens im Feuer seines Schmerzes aus. Scharf tickte die Uhr auf dem Kamin, in ewiger verzweiflungsvoller Monotonie; ihr Zeiger durchlief ruhig ihre vorgeschriebene Bahn und ihr Werk arbeitete regelmäßig fort — ein greller Contrast gegen die Kranke, deren Leben sich im rasenden Blutumlauf so schnell abzuhaspeln schien, wie die Arbeit eines Uhrwerks, dessen Feder plötzlich zerreißt. Valerie schwieg auch seit langer Zeit, nur an ihrem Erglühen und ihrem eisigen Erkalten, an der ewigen krampfhaften Bewegung ihrer Lippen, zu

schwach das Wort hervorzustoßen, erkannte man, daß sie wachte, daß sie fieberte und noch lebte.

Endlich ermannte sich der Arzt und trat an das Bett der Kranken. Er beobachtete sie eine lange Zeit und scharf, dann erfaßte er eine ihrer weißen, durchsichtigen, feuchten Hände und hielt sie in der seinigen. Die Uhr tickte fort; jetzt schlug sie aus: es war zwei Uhr Morgens.

Wie elektrisirt von dem feinen Timbreschlag zuckte Maury zusammen; dann ließ er die Hand Valeriens wieder aufs Bett fallen. Er legte die seinige dann auf die Schulter des regungslos dastehenden André und mit einem tiefen, tiefen Seufzer hauchte er zitternd die Worte aus:

„Es ist vorbei, mein Freund — sie stirbt!"

André rührte sich nicht. Aber Ursula, welche die Worte vernommen, sank auf einen Stuhl und schluchzte. Valerie's Leben machte den letzten Kampf. Ihr Körper begann dann heftig zu zittern; sie öffnete weit und groß ihre Augen und es schien, als wenn der Feuerstrom in ihnen aus der plötzlich wiedergefundenen Fähigkeit des Erkennens hervorgestiegen sei. Denn sie richtete ihren Blick von überirdischer Helle auf den Arzt, auf André und auf Ursula, ihre Lippen bewegten sich, als wolle sie reden, sie versuchte ihr Haupt auf dem Kissen emporzuheben — dann aber sank sie wie erschöpft zusammen, die Muskeln spannten sich schnell ab, ihr Blick brach und halb sanken die Lieder über ihre Augen. Nur ihre Hände bewegten sich

noch und in ihrer Bewegung schien die letzte Lebenskraft auszuzittern. Sie streckte sie beide über das Bett hinaus, in fliegender Hast sie schüttelnd, als wolle sie segnen oder Abschied nehmen.

Und André ergriff jetzt die eine dieser Hände; er kniete nieder und bedeckte sie mit seinen Lippen. Zwei große Thränen rollten über seine Wangen auf die Hand.

Plötzlich riß Valerie ihre Hände an sich, dann streckte sie sie lang auf's Bett — ein kurzer jämmerlicher Ton entrang sich ihrer Brust: es war das letzte Leben — still, starr und schon kalt lag sie da. Ein Schimmer der Verklärung breitete sich über ihr Antlitz.

„O meine Tochter! O Valerie!" rief Maury jetzt aus und bedeckte in übergroßem Schmerz sein Gesicht mit beiden Händen. Dann, nach einer langen Pause, ergriff er Ursula's Hand und sagte: „Ursula — o Du, die Alles weiß, beklage noch einmal das Geschick, das ich ertragen muß! Du hast gesehen, wie ich dieses Kind erhielt, Du warst die Zeugin meines Glücks und wie es zerstört war, Du trägst das Geheimniß meines Lebens in Deiner Brust, Du treue Dienerin — trage auch dies noch mit! Sag' nie, daß ich meine Tochter wiedergefunden und daß sie starb, ohne zu wissen, daß ihr Vater noch lebt; sag' nie, Ursula, sag' nie, daß der Tod dieser Frau mich so namenlos unglücklich macht!"

„Ach, Herr Doktor," antwortete die Alte weinend.

„'s war nur Jammer seitdem! O die liebe Herrin, daß sie sterben mußte, vor mir altem Weib ihr junges Leben verliert! Ach Herr, ach Herr — welch' ein schreckliches Wiedersehen!"

„Ja, welch' ein schreckliches Wiedersehen!" wiederholte Maury dumpf. Er beugte sich über die theuere Leiche und drückte einen langen, langen Kuß auf die kalte Stirn. Dann schwankte er aus dem Zimmer, als reiche seine Kraft nicht mehr aus, in dem Zimmer zu verweilen, wo seiner Tochter letzter Hauch noch schwebte. Ursula folgte ihm und André blieb allein.

Er kniete noch immer an dem Bett, seine Augen auf das schöne Antlitz der Todten gerichtet — sein Schmerz fand keine Erleichterung in Thränen. Er war schon lange Zeit allein und noch kein Laut, keine Klage hatte sich diesem Herzen entrungen. Betäubt vom Schmerz, lag Gefühl und Denken in starrem Bann — nur das Bewußtsein stieg immer auf in sein Hirn und sank zurück in sein Herz, das Bewußtsein: Valerie ist todt! Mehr und mehr belebte sich dann sein Blick, die Sinne begannen ihre geheimen Funktionen, das stillgestandene Räderwerk seines geistigen Lebens setzte sich wieder in Bewegung. Es schien ihm, als bewege sich Valerie noch; er ergriff ihre Hand, weil er wähnte, sie habe sich gerührt — sie war eiskalt; er beugte sich über sie, weil seine Phantasie ihm vorgespiegelt, der Busen Valeriens habe sich noch einmal ge-

hoben, ihr Auge einen Blitzstrahl schnell geschleudert — das Herz stand still, ganz still, das holde Auge lag in ewiger Todesnacht. Immer lockender ward das Spiel seiner erregten Sinne; er starrte auf die geliebte Leiche und verfolgte dabei unwissentlich die Gaukelbilder seiner Phantasie, für Wahrheit nehmend, was Einbildung war. Er sah Valerie sich erheben, weiß wie Schnee, in wallenden Gewändern sich emporrichten und mit ihren schlanken Lilienarmen seinen Nacken umschlingen. Er barg das Haupt an ihrem Busen, auf dessen Wogen er einschlief und in selige Träumerei versank. Träumte ihm, daß sie gestorben wäre, die Braut, die unendlich Geliebte; einer der Mörder der Septembertage hatte ihr sein blutiges Messer in das Herz gestoßen und das Blut war über ihre weißen Gewänder geflossen — er sah den breiten rothen Streifen vom Herzen bis zu Füßen. Da hinten im Düstern leuchtete der flammende Blick Basile's und triumphirte, als sein Opfer zusammengebrochen; Margot hielt sie in den Armen und Doktor Maury klagte um seine Tochter — ja, es war seine Tochter, die er hier wiederfand; sie hatte ihn sterbend noch erkannt, den Vater, und um die Mutter gebeten, die unglücklich ihr Leben in Stolz und Reue einsam auf ihrem Schlosse vertrauert, nur die alte Ursula um sich. Es war Nacht, Alles finster, er sah die Ermordete versinken und streckte die Arme nach ihr aus, mit ihr in's Grab zu steigen. Da webte sich ein rosiger Schleier zwi-

schen ihm und ihr — immer mehr entschwand sie seinen Blicken; sie winkte noch ihm zu, als winke sie zum Abschied; dann zerriß das duftige Gewebe und Alles war finster wie zuvor. Eine schwere Hand drückte sich auf seine Schulter, sie drückte ihn wie Blei zu Boden, sie will ihn erwürgen, er fühlt's, sie preßt sein Herz zusammen — ein gurgelnder Ton quillt aus seiner Brust ....

Er schrie wirklich auf und erwachte. Doktor Maury hielt seine Hand auf seiner Schulter und blickte in sanftem Ernst auf ihn, wie sonst. Er sprang auf und faßte sich an seine Stirn; er sah um sich und es war heller Morgen, Valerie lag todt und kalt im Bett.

„Ich hab' geträumt?" fragte er wirr, irre und suchte sich zu fassen. „Geträumt, ja geträumt!" murmelte er dann dumpf und hohl vor sich hin. „Ach, und es war ja wirklich ein Traum und nun ist er aus; er hat mein Herz vergiftet und zwecklos irre ich nun in der Welt!"

Jetzt stürzten Thränen aus seinen Augen.

Doktor Maury ergriff seine Hände und ihn fest anblickend, sagte er:

„Fassen Sie sich, mein Freund, und tragen wir Beide den Schmerz! Seien Sie Mann und reißen Sie dem Leben in Verzweiflung nicht alle Stützen fort!"

„O nein! O nein!" antwortete Chénier im Paroxismus seines Schmerzes. „O nein, Sie edler Mann — nur keinen Trost! Dies Herz darf nicht gesunden! Aus

dem ewigen Born der Trauer ersteige mir der Gesang, in den ich Alles, was ich bin und war, einhüllen kann! Ich fühl's, ein Bruchstück ist mein Leben; wild und leidenschaftlich floß sein Strom — — wohin? wohin? Ich weiß es nicht, doch ahnt mir, als sei's ein Abgrund, in dem er enden wird."

Und er drückte des Arztes Hände und ging gebeugt hinaus, einen langen umflorten Blick noch auf die geknickte Hoffnung seines Herzens sendend.

Ende des ersten Theiles.

deine einzige Stunde der Trauer [illegible] mir [illegible] [illegible] ich [illegible] [illegible] ich bin [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] meine [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] — — wohin? wohin? Ich weiß es nicht, doch [illegible] nur, [illegible] [illegible] wenn er [illegible] wird."

Und er drückte des Greises Hände und ging gefaßt [illegible], einen langen [illegible] Blick noch auf die [illegible] Hoffnung seines Lebens zurück.

Ende des ersten Theiles.